

Kleine Aufsätze und Ansprachen

Von
Georg Dehio

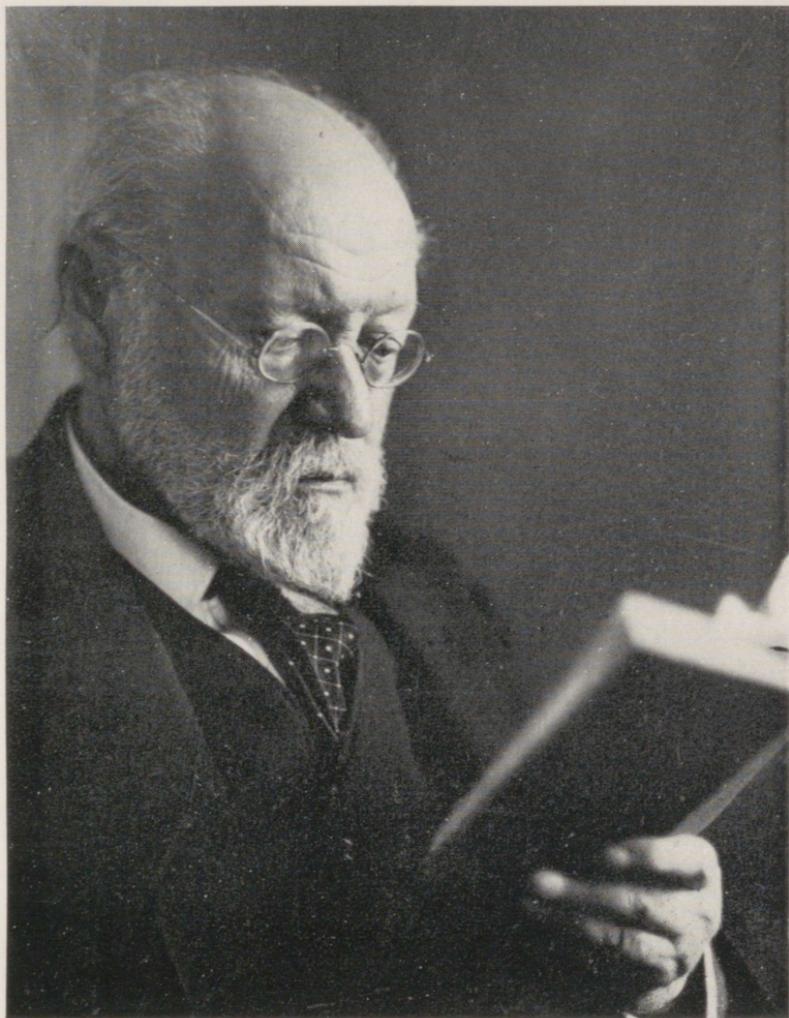
1 9 3 0

Als Manuskript gedruckt

Dehio

Kleine Aufsätze und Ansprachen

Die vorstehende Aufsätze sind
aus dem Werke des Verfassers
entnommen und sind hier
abgedruckt.



Die photographische Aufnahme wurde
von Frau Marianne Leffer, geb. Knapp,
freundlichst zur Verfügung gestellt

Kleine Aufsätze und Ansprachen

Von

Georg Dehio

**Dem Verfasser
zum 22. November 1930
in Freundschaft und Verehrung
dargebracht**

1 9 3 0

Als Manuskript gedruckt

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Lebensnachrichten über Victor Hahn (1892)	7
Adresse des Königsberger Montagskränzchens an Bismarck (zum 1. April 1892)	19
Am Sarge Ludwig Friedländers (18. Dezember 1909)	21
Am Grabe Heinrichs Freiherrn von Geymüller (21. Dezember 1909) .	23
Victor Hahn zum 100. Geburtstag (1913)	25
„Vandalen“ (September 1914)	29
Zu Ende (Mai 1915)	32
Grenzvölker: Deutsch-Balten und Elsässer (Juli 1915)	35
Livlands Leistung für Deutschland (März 1918)	40
Livland und Elsaß (April 1918)	43
Die Ausrottung der Besten (Juli 1919)	54
Die Zerstörung der Kathedralen Nordfrankreichs (April 1918)	57
Politisch unbegabt? Bemerkungen eines im Ausland aufgewachsenen Deutschen (September 1919)	60
Streiflichter auf die Zukunft der deutschen Kultur (März 1920)	64
Vom Deutschtum der Elsässer (Dezember 1921)	69
Vom baltischen Deutschtum (Februar 1927)	74

Lebensnachrichten über Victor Hehn (1892)

Es ist, wenn wir auf die Geschichte des deutschen Geistes in den letzten hundert Jahren zurückblicken, kein Zufall, sondern in einem merkwürdigen Gesetze der Polarität begründet, daß diejenigen Schriftsteller und Künstler, die den sympathetischen Zug nach südlichem, romanischem, antikem Wesen am tiefsten empfunden und darin die Ergänzung ihrer eigenen, unvollständigen Naturanlage gesucht haben, wo nicht alle, so doch zu einem großen Teile, Söhne des Nordens waren, so: Carstens, Schinkel, Thorwaldsen (den wir doch ohne Bedenken geistig Deutschland zurechnen dürfen), Winkelmann, Niebuhr, W. v. Humboldt. In ihre Reihe, und zwar als deren letzter, gehört Victor Hehn. Nicht bloß durch Stimmung und Gesinnung ist er jenen verwandt, sondern auch durch die Lage seiner Heimat an der äußersten nördlichen, potenziert: nordöstlichen, Grenze deutscher Wohnsitze. Er ist in Dorpat geboren, am 26. Sept./8. Okt. 1815.

Es entstehen keine klaren, starken Individualitäten, als durch Steigerung und zugleich Reinigung der Art und Gaben ihres Stammes. Nur wer Livland und die Livländer kennt, wird Victor Hehn (dessen Schriften in jeder Zeile von einem starken Duft persönlichen Wesens durchdrungen sind) ganz verstehen. Es genüge, auf eines hier hinzuweisen, dessen Wirkung in die Augen springt. Den Deutschen in den Ostseeprovinzen ist es in 700 jährigem Besitz des Landes doch nicht beschieden worden, über die Stufe des Kolonistentums hinauszukommen; sie wohnen zusammen mit Letten (Litauern) und Esten (Finnen); sie haben im Kampfe gegen die übergreifenden schwedischen, polnischen, russischen Nachbarn ihre Volksart zu behaupten gehabt. Daß nun dem auf einem so alten Kampfplatze nationeller Differenzen Aufgewachsenen der Blick für fremde Volksphysiognomie sich schärfen und in Sympathie wie Antipathie eine feine Reizbarkeit zur Natur gehören mußte, begreift sich leicht. Ebenso, daß das baltische Deutschtum zu einer durchaus aristokratischen Gesellschaftsorganisation gelangen mußte. Dieselbe umfaßt drei Gruppen: außer dem grundbesitzenden Adel die städtischen Patrizier und die „Litteraten“. Der letzteren, die in ihrer eigentümlichen Stellung ohne Analogie zu deutschen Verhältnissen ist, gehörte Victor Hehn schon kraft mehrerer Generationen von Vorfahren an. Sein Großvater Johann Martin, ein in den 1760er Jahren aus Königsberg in Franken eingewandter Gottesgelehrter, war Rektor der Dorpater Stadtschule, dann Pastor im Kirchspiel Odenpäh südlich von Dorpat, nahe der estnisch-lettischen

Sprachgrenze. Er war Verfasser einer Grammatik und eines Wörterbuchs des Estnischen. Der Name von dessen Schwiegervater (Victor Zehns Urgroßvater) J. A. Gadebusch, Bürgermeister von Dorpat, steht durch zahlreiche rechts- und kulturgeschichtliche Arbeiten noch heute in Ehren. Auf Johann Martin folgte in der Pfarre von Odenpäh sein Sohn Gustav Heinrich, unseres Victors Vater; aber er mußte gewahr werden, daß ihm das in sehr jungem Alter auf das Drängen der Gemeinde übernommene Amt innerlich fremd war; er hatte den Mut, es nach sechs Jahren der Verwaltung aufzugeben und noch einmal die Universität zu beziehen. In Erlangen erwarb er sich den philosophischen Doktorhut, daneben hatte er als Basis für seine bürgerliche Existenz die Rechte studiert und wurde Beisitzer des Landgerichts zu Dorpat. Das wichtigste aber, was er aus Deutschland mitbrachte und in der Heimat treulich weiterpflegte, war die Verehrung der klassischen Dichtung, der griechisch-römischen, wie der deutschen, Goethes zumal. Man sieht: Victor Zehn hat mit seinen sprachwissenschaftlichen, seinen kulturgeschichtlichen, seinen Goethe-Studien gleichsam ein Familienerbe übernommen und verwaltet; auch dies ein aristokratischer Zug.

Erinnerungen aus seiner Jugendzeit sind nicht überliefert; denn was er davon in dem Aufsatz über Karl Petersen verarbeitet hat, betrifft nur die allgemeinen Verhältnisse von Stadt und Provinz, während er das persönliche Gebiet nach seiner Gewohnheit beschweigt. So müssen wir uns mit der kurzen Erwähnung begnügen, daß er den Vater im elften Jahre verlor, daß die Familie in dürftigen Umständen zurückblieb, daß Victor Zehn zu Neujahr 1830 die Landesuniversität Dorpat bezog, um Philologie und Geschichte zu studieren, 1833 sein Examen absolvierte, endlich mehrere Jahre hindurch Hauslehrerstellen aufsuchte, die ihm die Mittel liefern sollten, in Deutschland seine Studien fortzusetzen. „Dürstend nach Wissenschaft und Weltstoff“, wie er sich fünfzig Jahre später ausdrückte, kam er im Herbst 1838 nach Berlin. Er hörte vornehmlich bei Bopp, Boekh, Lachmann; den tiefsten Einfluß auf ihn gewannen aber die Schriften Jakob Grimms, dessen Deutsche Grammatik im Jahre vorher erschienen war. Zugleich zog ihn die Hegelsche Philosophie in ihren Zauberkreis. Er ist zwar nicht im strengen Schullinne, aber in der Grundrichtung seines wissenschaftlichen Denkens Hegelianer geblieben bis ans Ende.

Hätte Zehn damals für ein „Sach“ sich erklären, irgendeinem berühmten Meister sich anschließen, kurz auf den ausgetretenen Pfad der akademischen Laufbahn einlenken wollen, so hätte es ihm wahrscheinlich ebenso gut gelingen müssen, wie so vielen anderen, die an Glücksgütern nicht reicher und an Gaben des Geistes ärmer gewesen sind, als er. Daß er diesem so nahe scheinenden Gedanken keinen Raum gab, ist bezeichnend für ihn: ihm mangelte alles, was man Ehrgeiz, wenigstens im gewöhnlichen Sinne, nennen könnte. Sein schon damals klar erkanntes Verhältnis zur Wissenschaft leuchtet aus den wenige Jahre später niedergeschriebenen Worten hervor: „Wo die Iphigenie Goethe's schon ist, dort liegt das

Ziel der Altertumsstudien, zu dem ihre gelehrten Forschungen nur Mittel sind: das Altertum, seine humane Einbeit und Kalokagathie für unser zwar vertieftes, aber auch zerrissenes und unseliges Leben wieder zu gewinnen.“ So begreift man, daß ihm in diesem Augenblick das Ziel der Ziele Italien war. Er trat die Reise 1840 an, und scheint sich annähernd ein Jahr in dem Lande aufgehalten zu haben, das von nun ab der magnetische Pol seiner Liebe und Sehnsucht geblieben ist.

Mit der Heimkehr (1841) wurde die Lösung der Brotfrage unausschießbar. Er trat in die in jeder Hinsicht bescheidene Stellung eines Lehrers der deutschen Sprache an der Höheren Kreisschule zu Pernau, einer kleinen, übrigens behäbigen und von gebildeten Menschen nicht ganz entblößten Landstadt im nördlichen Livland. Wo indessen seine Gedanken zu Hause waren, zeigen die als Einladungsschriften seiner Schule gedruckten Abhandlungen „Zur Charakteristik der Römer“ (1843) und „Ueber die Physionomie der italienischen Landschaft“ (1844). Die zweite dieser Arbeiten bildet den Keim, der sich später zu dem vorliegenden Buch über Italien ausgewachsen hat und dessen Grundanschauung schon fertig enthielt. Auf den Gegenstand der ersten ist er nicht mehr zurückgekommen. Hegel beherrscht sehr deutlich den Gedankengang; aber derselbe bewegt sich überall auf dem realen Boden einer umfassenden Lektüre der alten Schriftsteller; bemerkenswert ist, wie die Versuchung, mit seiner doch keineswegs alltäglichen Gelehrsamkeit zu prunken, für den jungen Lehrer kaum bestanden zu haben scheint. Beide Schriften zeigen ihn schon fast im Vollbesitz seiner Sprachkunst. — Allmählich war man in Dorpat auf den talentvollen jungen Landsmann aufmerksam geworden. Man zog ihn an die Universität mit dem Lehrauftrag für deutsche Sprache und Literatur, zunächst unter der Form des Lektorats, da eine Professur für diese Fächer nicht vorgesehen war. In seinen Vorlesungen, die Zuhörer aus allen Fakultäten anzogen, behandelte er außer Grammatik und Sprachgeschichte regelmäßig die Literatur des 18. Jahrhunderts, bald im ganzen, bald in ausgewählten Kapiteln; auch finden sich Uebungen im deutschen Stil angekündigt. Hauptgegenstand seiner Privatstudien, in denen die von Jacob Grimm empfangene Anregung in den Vordergrund trat, waren Gotisch und deutsche Dialekte.

Aber es stand nicht in den Sternen geschrieben, daß Victor Hehn ein regelrechter deutscher Professor werden sollte. Eines Tages im August 1851 traten Gendarmen bei ihm ein, verhafteten ihn und führten ihn ohne Verzug nach St. Petersburg in eine Kasematte der Peter-Pauls-Festung ab. Als Hintergrund dieses bizarren Schicksalswechsels stellte sich allmählich folgende Ursachenkette heraus. Victor Hehn war in Dorpat im Hause einer Baronin Bruiningk, geb. Fürstin Liven, einer geistreichen, warmherzigen, von den liberalen Zeitideen entzündeten Frau, freundschaftlich aus- und eingegangen; er blieb mit ihr, als sie eine längere Reise nach Deutschland antrat, im Briefwechsel; völlig unbekannt war ihm aber, daß Frau von Bruiningk an der Flucht Gottfried Kinkels Anteil hatte, insofern sie sich durch die Be-

kenntenschaft mit einigen Radikalen hatte bestimmen lassen, dessen Befreier mit Geld zu unterstützen. Auch Victor Zehn war nach seiner Gesinnung Liberaler, aber noch weniger seine Neigungen, als das politische Stilleben seiner baltischen Heimat hatten ihm je Anlaß gegeben, öffentlich damit hervorzutreten. Der Umstand, daß Briefe von ihm unter den von der preussischen Geheimpolizei (auf dem Boden der freien Stadt Hamburg) beschlagnahmten und der russischen weitergegebenen Papieren der enthusiastischen Freundin gefunden wurden, so unverfänglich auch ihr Inhalt war, genügte zu seiner Verhaftung — fast zu seiner Verurteilung. Die Untersuchung hatte nach zwei Monaten nichts anderes erweisen können, als seine Unschuld. Kaiser Nicolaus begnadigte ihn. Zehn sollte sich eine Stadt des Reiches zum Aufenthalt wählen dürfen, unter der Bedingung, daß es keine in den Westprovinzen, auch keine Universitätsstadt sei, und hier in den „Dienst“ eintreten, unter fortdauernder polizeilicher Aufsicht versteht sich. Er erinnerte sich, daß in Tula, südlich von Moskau, ein Verwandter Dr. Moritz als Arzt ansässig sei, und so sagte er: Schickt mich nach Tula! Nach dem Maßstabe westeuropäischer Kultur besteht zwischen einer Provinzialstadt des inneren Rußlands und einer Stadt Sibiriens kein nennenswerter Unterschied. In einer Regierungskanzlei mit Obliegenheiten untergeordnetster Art beschäftigt; nicht eben viel Arbeit, aber auch nur ein Bettelgehalt; mit einer von Haus aus zarten, im Gefängnis zerrütteten Gesundheit harten Entbehrungen preisgegeben; keine Menschen, mit denen Gedanken auszutauschen gewesen wären, keine Bücher oder wenigstens keine von denen, wonach das Verlangen stand —: und kein Ende zu ersehen! Wir brauchen das Bild nicht weiter auszumalen. Als ein Freund ihm das Erscheinen der ersten Bogen des Grimmschen Wörterbuches meldete, antwortete der Verbannte: „Das Werk muß ich mir schaffen und sollte ich meine Hosen verkaufen müssen.“ Später gingen ihm die Trümmer seiner in Dorpat konfiszirten kleinen Büchersammlung zu; zu wissenschaftlicher Arbeit waren sie unzureichend, aber es war doch ein Goethe darunter. Es wird erzählt, wenn auch nicht verbürgt, daß die Anfänge der in seinem hohen Alter erst veröffentlichten „Gedanken über Goethe“ in die Tulaer Zeit zurückreichen. Ein kurzer Lichtblick in dem monotonen Grau seiner Tage war ein Besuch seiner Mutter. Nach einem Jahre kam die Nachricht von ihrer hoffnungslosen Erkrankung. Urlaub, sie zu besuchen, wurde verweigert. Er sah sie nicht wieder.

Die endliche Erlösung brachte derselbe Mann, der ihn in diese geistige Oede und Erniedrigung hinabgestoßen hatte, Kaiser Nicolaus; allerdings nicht durch einen Gnadenakt — umsonst hatten die Verwandten und Freunde sich darum angestrengt —, sondern durch seinen Tod. Wenige Wochen nach dem in der europäischen Geschichte denkwürdigen 2. März 1855 war Zehn frei und auf dem Wege nach Petersburg. Er verdankte diese Wendung seines Geschickes der Klugheit und Energie seiner Landsmännin Baronesse Editha von Rahden*), der vertrauten Hofdame der bei dem neuen Kaiser

*) Einige Briefe dieser edlen und bedeutenden Frau wurden kürzlich abgedruckt in dem Buche „Dr. Ferdinand Walter, Bischof von Liviland“.

hoch in Gunst stehenden Großfürstin Helena Pawlowna. Die Rückkehr in sein Dorpater Lehramt blieb ihm versagt, doch erhielt er eine Anstellung in Petersburg an der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek, in der er bald zum Oberbibliothekar und dem Rang eines Wirklichen Staatsrats mit dem Prädikate Erzellenz aufrückte.

Daß die Jahre in Tula nicht durchlebt sind, ohne tiefe Spuren in seinem Gemüt zurückzulassen, erraten wir mehr, als daß wir von ihm direkte Aussagen darüber besäßen. Sie hatten ihn sein Leben nach innen kehren heißen und ihn in Geduld zu warten gelehrt. Auf verworrensten Schicksalswegen war er nun auf einen Platz gelangt, zu dem er mit seinen Neigungen und Fähigkeiten paßte, wie vielleicht zu keinem anderen. Die St. Petersburger Bibliothek ist eine der besteinrichtungen in Europa; sie stand, da Bücher von ihr nicht ausgeliehen werden, jederzeit zu seiner vollständigen Verfügung; eine bequeme Geschäftsordnung ließ Raum zu eigenen Studien, freigebig zugemessene Ferien gaben Muße zu Reisen. Der großen Geselligkeit, namentlich am Hofe der ihm fortgesetzt gewogenen Großfürstin Helena, konnte sich Hahn zwar nicht ganz entziehen: wertvoll war ihm allein der Verkehr mit einigen an der Akademie der Wissenschaften vereinigten liv- und estländischen Landsleuten, dem großen Naturforscher K. E. v. Baer, dem berühmten Reisenden v. Middendorff, dem Sanskritisten Böhlingk, dem Finnologen Schiefner. Der doppelte Interessentkreis dieser gelehrten Freunde spiegelt sich in Hahns eigenen Studien wieder, in denen sich nun zu zeigen begann, daß die Jahre in Tula — wie denn ein bedeutender Mensch nie etwas umsonst erlebt — auch eine gewinnbringende Seite für ihn gehabt hatten. Ihm war, während er sich vergebens nach seiner altdeutschen Welt zurücksehnte, allmählich eine neue, die des Ostens, aufgegangen. „Wer in Rußland lebt, dessen Blick wendet sich von selbst auf die asiatische Hochebene, die der Schauende ahnt, wenn er von den Sperlingsbergen bei Moskau nach Osten blickt, zu den kaukasischen Völkern, deren typische Gestalten ihm auf den Straßen von Petersburg begegnen, nach Konstantinopel, dem alten Jargrad, von wo die Religion, die Form der Kirchen und so manches andere nach Rußland gekommen ist, zu den Ländern des Pontus und wohin nicht sonst.“ „Die Slaven, eine unhistorische Rasse, die nur einmal von einem geschichtlichen Schicksal getroffen worden ist, wir meinen die Annahme des Christentums, bilden für den Kulturhistoriker eine reiche, bisher noch so gut wie unberührte Fundgrube von Altertümern. Selbst in den Gegenden um Moskau, also im Herzen Rußlands, sowie in Kleinrußland kann der aufmerksame, mit der Sprache bekannte Beobachter tausendmal an Homer und das bei Homer geschilderte Leben erinnert werden.“ Eindrücke, die er einst in Italien empfangen hatte, traten nun in neue Beleuchtung, Ahnungen und Gedanken über Völkerverkehr der ältesten Zeiten, Wandlung und Entlehnung der Kulturbegriffe begannen sich zu festumrissenen wissenschaftlichen Problemen zu verdichten. Offenbar nur ein Teil derselben ist es, wovon in den Briefen an seinen Freund Berthold gelegentlich Nachricht enthalten ist. So aus dem

Jahre 1864: „Eine Abhandlung möchte ich mit Dir zusammen schreiben: Ur- und Kulturgeschichte der Esten resp. Finnen, erschlossen aus der Sprache derselben“; 1871: „Jenes modern-ethnographische Werk, dessen Du erwähnst und bei dem ich das Bewußtsein habe, der Welt einiges Neue sagen und ihr zugleich nützen zu können — müßte ein postumes bleiben. Gesammelt habe ich dazu manches, nicht bloß Notizen, sondern auch Reflexionen, noch mehr aber müßte ich vorher lesen“; 1871: Aufsatz zur Erklärung schwieriger gotischer Wörter. — Es war Hehns Art, seine Arbeiten aufs breiteste vorzubereiten, mit unermüdlicher Geduld ihr Wachstum zu pflegen, gelassen des Tages zu warten, an dem die Frucht zum Pflücken reif sein werde. Bis zu diesem Punkte gedieh aber keiner der oben genannten Pläne. Vollendet worden ist allein das Buch über „die Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Uebergang von Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa“, Berlin 1870, und als Nebenerzeugnis dieses großen Werkes die Schrift über „das Salz“, ebenda 1875 (während eine Paralleluntersuchung über den Bernstein wiederum unveröffentlicht blieb).

Dieser Bruchteil war immerhin genügend, den bis dahin in der wissenschaftlichen Welt völlig unbekannt, an Jahren ja auch nicht mehr jungen, auf einen Schlag in die erste Reihe der lebenden Altertumsforscher zu rücken. Mit seinen engeren Landsleuten allerdings war Hehn unter der Zeit auch als Schriftsteller in Fühlung geblieben. Daß dies geschah, ist das Verdienst seines Jugend- und Lebensfreundes Georg Berkholz aus Riga, dem ein Wort der Erinnerung hier nicht vorenthalten sei. Wohl kein deutscher Stamm hat so sehr wie der baltische Anspruch auf den bedenklichen Ruhm, eine Fülle von Talenten unter seinen Söhnen zu besitzen, die verwildert zugrunde gehen oder in der Enge verkümmern. Auch von G. Berkholz, den seine Landsleute mit Recht als einen ihrer Besten schätzten, muß gesagt werden, daß seine bar ausgemünzten Leistungen in keinem Verhältnis standen zu dem, wozu ihn der Umfang seiner Begabung und seines Wissens bestimmt zu haben schien. Den Nachlaß des 1886 gestorbenen Freundes durchblättern schrieb Hehn: „Wie viel Begonnenes, welche Blicke über ein weites Gebiet! Wie wehmütig stimmt die Nachempfindung so viel vergeblichen Bemühens, so vieler dahingerauschter Stimmungen, Gedanken, Pläne!“ Seit 1861 leitete Berkholz die kurz vorher begründete, in Riga erscheinende „Baltische Monatschrift“. Sie sollte den ziemlich schüchternen literarischen Kräften des Landes als Sammelplatz und Schule und insbesondere der Erörterung der öffentlichen Reformen, zu denen nach Anbruch der liberalen Ära unter Alexander II. auch die Ostseeprovinzen sich anschickten, als Sprechsaal dienen und hat diese doppelte Aufgabe so ehrenvoll durchgeführt, daß sie es wohl verdient hätte — was ihr nicht geglückt ist —, auch in Deutschland teilnehmende Leser zu finden. Man ist Berkholzens Redaktoreifer großen Dank schuldig, daß er des Freundes Feders Faulheit, oder richtiger Publizitätsscheu — eine echt baltische Eigenschaft — zu überwinden verstanden hat, obschon die kleine Konzession der letzteren doch ge-

macht wurde, daß ein Teil der Beiträge anonym oder pseudonym erschien. Wenn wir von einigen für sich stehenden Aufsätzen absehen — „Graf Speranski“ 1861, „Blick auf die Geschichte der Juden in Europa“ 1862, „Der Humanismus“ 1866 —, so ordnen sich die übrigen in zwei Gruppen, deren eine Italien, deren andere die Heimat zum Gegenstande hat. „Italien, Ansichten und Streiflichter“, eine im Anschluß an zwei Reisen in den Jahren 1860 und 1863 unternommene Erweiterung der Jugendarbeit von 1844, erschien im Laufe des Jahrgangs 1864. Die Freunde ermahnten ihn, diese Skizzen in Buchform zusammenzufassen, wodurch sie erst dem Lesepublikum Deutschlands zugänglich werden würden. Zehn klopfte auch bei einigen Verlegern, u. a. Brockhaus, an, wurde aber überall ungastlich zurückgewiesen. Schließlich übernahm eine Petersburger Handlung den Druck. Das Buch blieb aber in Deutschland so gut wie unbekannt: teils fand das Publikum die gleichzeitig erscheinenden „Italienischen Wanderjahre“ des Romantikers und Demokraten Gregorovius anziehender, teils mochte es denken, wie vorher die Verleger gedacht hatten: was kann von Nazareth Gutes kommen? Bei den wenigen Aufmerkamen und Unabhängigen war aber der Beifall sogleich ein entschiedener. So antwortete z. B. Salomon Hirzel einem Freunde: „Ich fühle mich wahrhaftig beschämt, daß ich erst durch Sie einen unserer Klassiker kennen lernen muß.“ Erst nachdem das Buch in den gegenwärtigen Verlag übergegangen und neu gedruckt war (1879), entdeckte die gebildete Welt Deutschlands, was sie daran besaß: — man wird nicht sagen wollen: das Beste (weil die Zahl der möglichen Betrachtungsstandpunkte zu groß ist), sicher aber das Tiefste, Freieste, Originalste, in die dem Inhalt verwandteste Form Gegossene, was seit Goethe über Italien gesagt worden ist.

Die zweite Reihe beschäftigt sich mit Livland und Rußland. Schon in den vierziger Jahren waren zwei Skizzen, „Pernau, eine Handelsstadt und ein Seebad“, und „Ueber den Charakter der Liv-, Est- und Kurländer“, sowie ein Auszug aus dem von Zehn in der vatikanischen Bibliothek gefundenen „Commentarius Livoniae Gregorio XIII. P. M. scriptus“ des Jesuiten Antonio Possentino veröffentlicht worden; jetzt folgten in der „Baltischen Monatschrift“ der Aufsatz über den Dichter Karl Petersen (1860), ein glänzender kulturgeschichtlicher Aperçu, und als Wichtigstes die „Petersburger Correspondenzen“ (1863 bis 1864). Als Kritik der dem Westeuropäer in ihren wahren Motiven so schwer verständlichen Reformära Alexander II. haben sie dauernden Wert, als stilistische Kunstwerke von vollendeter Anmut und Vornehmheit sind sie leichtlich das Beste, was in der Gattung des Feuilletons je in deutscher Sprache geschrieben ist.

Die Petersburger Correspondenzen verraten deutlich, daß Zehn sich in dem Rußland Alexanders II. ebensowenig wohl fühlte — wenn auch aus anderen Gründen — wie in dem Nicolaus I. Mit um so vollerer und wärmerer Teilnahme verfolgte er die politische Wiedergeburt Italiens und Deutschlands. Ihm stand fest, als er im Jahre 1873 pensionsberechtigt wurde, daß er die ihm noch bleibenden Lebensjahre nirgend anders ver-

bringen wolle, als in Berlin. Er hat diese Wahl nie eigentlich bereut; aber allerdings ist ihm nicht Weniges von den Erwartungen, womit er die Stadt glücklicher Jugenderfahrungen, jetzt die Hauptstadt der sich sammelnden Nation, betrat, unerfüllt geblieben. Zunächst mußte er dieselbe optische Täuschung büßen, der so mancher andere die Begründung des neuen Reiches vom Auslande her ansiehende Deutsche unterlegen ist: er kam erfüllt mit den großen und schönen Umrissen, in denen es sich ihm in der Ferne dargestellt hatte, und nun in der Nähe stieß er hart auf so viel kleinliche, häßliche, unfertige Einzelformen, auf die Schmach der Gründerzeit, auf den ganzen Lärm und Dunst des in Eile zur Großstadt sich umarbeitenden Berlins, die den der Stille Gewöhnten nervös zusammenzucken machten. Im Bürgerstum mürrische Verkleinerungssucht oder deutschtümelnde Prahlerci; im Parlament und in der Presse doktrinäre Phrasen, in etwas andere Tonart übersetzt dieselben, die er an der Newa hatte verachten lernen — und wo, ja wo in aller Welt die läuternde, hebende, adelnde Wirkung der großen Ereignisse auf die Nation? Auf so vielen Punkten enttäuscht, verletzt, fand er erst in der Reaktion einer scharfgespitzten Kritik einiges Behagen wieder. Er sah sich als alternden Mann in einer neuen Zeit, aber es war viel zu viel Leben und Sinn für Realität in ihm, als daß er aufgehört hätte, die fortrollende Bewegung mit eifrigem, zuweilen leidenschaftlichem Anteil zu verfolgen, und es schien ihm nicht sowohl eine Veränderung seiner selbst als der Welt zu sein, wenn er, der entschiedene Freisinnige von ehedem, jetzt als Reaktionsär da stand, als den er sich ironisch selbst zu bezeichnen pflegte. „Vor etwa vierzig Jahren“, so schrieb er 1880, „war der stumpfen Masse gegenüber jeder reichere, umfassender gebildete Geist liberal; jetzt ist jede tiefere und vornehmere Natur konservativ...“ „Wahrhaft konservativ“, erklärt er anderswo, als „in historischer Anknüpfung progressiv.“ Die Umwandlung vollzog sich allmählich. In den ersten Jahren stand er noch in Verkehr mit ausgesprochenen Demokraten, lieferte er selbst ein paar kleine Feuilletonbeiträge für die von Guido Weiß, seinem Freunde aus älterer Zeit, herausgegebene „Wage“, verkehrte er manchmal in einer Sonnabends „nach Sonnenuntergang“ sich versammelnden Gesellschaft, die er scherzweise „die orientalische“ nannte, weil unter 12—20 Anwesenden er und Weiß oft die einzigen Christen waren. Wenige Jahre Berliner Erfahrungen genügten, ihn zum unverhohlenen „Antisemiten“ zu machen, wie er politisch unverhoblenener „Reaktionär“ geworden war. Es war seine wissenschaftliche Ueberzeugung, daß arische und semitische Naturanlage in einem tiefen Gegensatze zueinander ständen und so gab er einen Teil der ihn abstoßenden Erscheinungen im neuen Deutschland eben dem Umstande schuld, daß schneller und in größerer Menge jüdische Elemente uns zuflößen, als wir uns zu assimilieren vermöchten. Ein anderer Punkt, der ihn mit Verdruß und Besorgnis erfüllte, war die, wie er zu bemerken glaubte, zunehmende Oberflächlichkeit und Gewissenlosigkeit des Zeitungswesens. Da fast jeder Deutsche, auch der gebildete, nur eine Zeitung lese, stehe er unter einer Zensur, die ärger sei, als jemals die Zensur unter dem absolutistischen König-

tum, die alles verhülle, was der Leser nicht verstehen solle, und ihm von der Welt nur einen Parteausschnitt zeige: — das war ein Thema, das er zu variieren nicht müde wurde und das seinem Unmut Sprüche entlockte, wie diesen: „Könnte man sämtliche deutsche Journalisten ausrotten, das Bildungsniveau der Nation würde sich in Jahresfrist merklich erhöhen —“. Und so waren noch viele Dinge da, wie etwa der Wagnerkultus, die prähistorische Modewissenschaft, der Krieg gegen die Fremdwörter, die Hehn in Briefen oder im Gespräche — denn öffentlich sich vernehmen zu lassen, lag ihm sehr fern — zu einer scharf geschliffenen, gern in der rhetorischen Sigur der Paradoxie auftretenden (darum auch oft mißverstandenen) Polemik allzu reichlichen Stoff gaben. Indes überwog in ihnen doch immer die positive Seite seiner Natur: ein starkes Gefühl für menschliche Größe und ein Herz, das ohne zu bewundern und zu verehren nicht bestehen konnte. Man ahnt, wen unter den Zeitgenossen er sich dazu erwählt hatte. „Was Bismarck betrifft, so bekenne ich in meiner Einfalt, daß mitten in der demokratischen Platttheit und Seichtigkeit, von der man millionenfach in Wort und Schrift und Tat umwimmelt ward, dieser einzige Mann mein Trost und meine Erbauung ist.“ Die Bewunderung Bismarcks war mehr und mehr einer der festesten Punkte in seiner inneren Welt geworden, nicht so in erster Linie politisch, als ethisch und ästhetisch eine Bedingung seines inneren Gleichgewichts.

Wir kommen nun an ein zweites, weniger den Menschen als den Gelehrten angehörendes Kapitel der Enttäuschungen. Hehn war mit dem Wunsche nach Berlin gekommen, rüstig weiter zu arbeiten. Er empfand die hohe Anerkennung, mit der seine „Kulturpflanzen und Haustiere“ aufgenommen worden waren, wie ein noblesse oblige. Seine Geisteskräfte waren ungeschwächt, die dem Alter nie ersparten Plagen nicht allzu unfreundlich. Aber es stellten sich äußere Schwierigkeiten seinem Vorsatz entgegen, die zu überwinden ihm nicht gelang. In St. Petersburg hatte er inmitten eines nie versagenden, vom Publikum wenig benutzten Bücher-schatzes, fast wie deren Alleinherr, an der Spitze einer Schar von Handlangern gewaltet. Hier in Berlin war er, da er eine eigene Büchersammlung nicht besaß, so wenig als die Mittel, sie sich noch anzulegen, allein auf die Königliche Bibliothek angewiesen, deren Geschäftsgang forderte, daß jedes einzusehende Werk einen Tag zuvor bestellt werde, deren starke Frequenz fortwährende Kollision in der Benutzung unvermeidlich machte, die ein brauchbares Lesezimmer damals noch nicht besaß. Diesen Hemmungen sich geduldig zu fügen, sich eine ganz neue auf sie angepasste Arbeitstechnik auszubilden, fühlte er sich nicht mehr imstande, und so mußte er sich darein ergeben, die mancherlei alten und neuen Pläne, mit denen er sich trug, liegen zu lassen, sein wissenschaftliches Lebenswerk mit einem vorzeitigen Feierabend zu schließen. Selbst die rasch einander folgenden Auflagen der „Kulturpflanzen und Haustiere“ — zweite 1874, dritte 1877, vierte 1883, fünfte 1887 — machten ihm unter diesen Umständen nur geteilte Freude. Die einzige Arbeit, die ihm noch ausführbar erschien, war, seine Gedanken über

Goethe, Lebensbegleiter vieler Jahre, endlich zu formen und zu ordnen. Auch hier darf der Anteil eines Mittelsmannes nicht verschwiegen werden. Wie „Italien“ ohne die Mahnungen von G. Bertholz vielleicht ungeschrieben geblieben wäre, so hat sich Moritz Busch (mit dem Zehn als einem „Evangelisten Bismarcks“ sympathisierte und eine Zeitlang öfters in der Weinstube zusammentraf) um das Zustandekommen des Goethebuches verdient gemacht. Er überredete ihn zunächst, einzelne Kapitel den „Grenzboten“ (1883 und 1884) zum Druck zu überlassen. Der Beifall, den sie fanden, beförderte den Abschluß des ersten Bandes (Berlin 1887). Den zweiten noch vollenden zu können, war nun, da er das siebenzigste Lebensjahr längst hinter sich hatte, sein sehnliches Verlangen; das Buch war ihm zu einer Bekenntnisschrift geworden, einer Art Schlußabrechnung mit dem durchlebten Zeitalter. Er kam nicht mehr dazu.

Zehn hatte in den Berliner Gelehrtenkreisen einen freundlichen Empfang gefunden. Aber er wurde nicht heimisch in ihnen und kam bald dahin, die ihm Entgegenkommenden leise zurückzuschieben, teils aus Bequemlichkeit, teils aus unüberwindlicher Abneigung gegen gewisse im deutschen Gelehrtenstande allerdings sehr verbreitete Mängel des Charakters oder der Erziehung. So war er denn bald ziemlich vereinsamt, indes, wie es schien, ohne sonderlichen Kummer. „Ich habe“, schrieb er im zweiten Jahre nach seiner Ankunft, „jetzt eine Menge Bekanntschaften gemacht, darunter viele Celebritäten, die mich jedoch kalt lassen. Das Herz geht mir erst auf, wenn ich mit Landsleuten meinen Dialekt sprechen kann, so unbedeutend einige darunter sind: auch ein Beitrag zur Psychologie.“ Fünf Jahre später: „Von mir ist wenig zu berichten, ich lebe und träume so fort, wühle in Büchern mancherlei Art, alten und neuen, halte mich noch mehr als sonst von den Menschen zurück und fühle mich halb gesund, halb krank, wie ich fast mein ganzes Leben gewesen bin.“ „Wenn man nervös, stumpf und niedergeschlagen, bei Nacht schlaflos, bei Tage schläfrig ist — wie soll ein solcher Kinder, ich meine geistige, zeugen? — Die Abende verbringe ich mit den wenigen Freunden, die mir geblieben sind (denn ich bin mit der Zeit sehr wählerisch geworden), bei der Flasche“ usw. Zehn war Junggeselle, und vielleicht wird Mancher oder Manche daraus gewisse in seinen Schriften unverkennbare Schroffheiten psychologisch erklären wollen. Die beiden kleinen Stübchen drei Treppen hoch, die er in Berlin bewohnte, erinnerten in ihrer stoischen Anspruchslosigkeit, nichts ahnend von „unserm so herrlich aufblühenden Kunsthandwerk“, an das Gelehrtentdasein im Anfang des Jahrhunderts. Und so war auch der Mann; von schlichten, aber gewählten Umgangsformen, seines Wertes sich bewußt, aber nie darauf aus, Figur zu machen, im Gespräch mehr fein als glänzend.

Er starb nach kurzer Krankheit am 21. März 1890. Daß er von dem, was in den Tagen vom 18. bis 20. draußen in der Welt geschah, keine Kunde mehr hatte, war die letzte Schicksalsgunst.

Man mag Victor Zehn bemitleiden, daß sein Lebensabend von so manchen Schatten umflort war — Leiden, die einem in einer rein ästhetischen

Weltanschauung Aufgewachsenen und Weiterlebenden, wenn er noch die letzten Dezennien des Jahrhunderts durchmachen sollte, nicht erspart werden konnten —: zieht man aber die Summe seines Lebens nach dem Maß des Dichterwortes:

Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist doch die Persönlichkeit,

so ist er sicher ein glücklicher Mensch gewesen. Eben der starke persönliche Hauch war es, der Hehns Büchern, über ihre großen objektiven Vorzüge hinaus, ihre Wirkung bereitete und noch lange bereiten wird, wenn andere mit gleichen objektiven Vorzügen ausgestattet im großen Strome der literarischen Bewegung unvermerkt untergetaucht sein werden. Die Hervorkehrung seines Ichs hatte aber sehr bestimmte Grenzen. Niemals in seinen Schriften, auch wo er polemisch ist, redet er von seiner Person. Das geht bis zu der stilistischen Eigentümlichkeit, daß er die Einführung eines Satzes mit „ich“ konsequent vermeidet und dafür eine unpersönliche Umschreibung vorzieht. Auch im Leben war er nach dieser Seite höchst zurückhaltend. So sprach er z. B. nie von der Episode seiner Verhaftung und Verbannung, und wollte jemand die Rede darauf bringen, so wich er aus: der bloße Schein widerstrebte ihm, als könne er sich als Märtyrer interessant machen wollen. Aber rückhaltlos legte er sein Subjekt darein, wo es über Menschen und Dinge außer ihm zu urteilen galt. Wir glauben manche Schwächen und viele Tugenden in Hehns Wesen in einem zu nennen, wenn wir sagen: er war ein echter Aristokrat. In welchem Sinne er schon von Geburt dazu bestimmt war, haben wir eingangs angedeutet. Eben dieser aristokratische Standpunkt gab ihm den unbefangenen Blick und die tiefe Sympathie für das wirklich Volkstümliche. Und ähnlich komplementär verhielten sich sein deutscher Patriotismus und sein Widerwille gegen alle Arten von Deutschtümelei, seine ganz nordische Bluts- und Geistesbeschaffenheit und seine Vorliebe, ja Parteinahme für südliche Natur nicht nur, sondern auch Menschenart.

Ohne Beispiel, wenigstens in Deutschland, wird es sein, daß ein Gelehrter von so viel Kenntnissen, so viel originellem Geist, so viel schriftstellerischer Begabung, kurz so ganz zur Produktion geschaffen, so wenig Eile zeigt, mit dem Publikum in Verkehr zu treten. An Hehns Publizitätsscheu hatte Bescheidenheit und etwas anderes, das man wohl nicht falsch als ein Odi profanum vulgus bezeichnen darf, gleichen Anteil. Wenn er einmal in bezug auf Goethe sagt: „So mögen auch hier die einzelnen, die ihren größten Dichter tief im Herzen tragen, über ihn lieber in Ehrfurcht schweigen, als auf die Straße herabsteigen oder auf die Dächer treten, wo so laut und voll Dünkel geredet wird“, so gibt er damit seine eigene Normalstimmung, die aber doch zuweilen von dem stärkeren Drange, Zeugnis abzulegen von dem Gott in seiner Brust, durchbrochen wurde. Oeffnete er dann den Mund, so kannte er kein Bedenken vor möglichem oder sicherem Anstoß. Ja, er ist manchmal in dem Gefühl, seine Rede sei, wie der Apostel

sagt, den Heiden eine Torheit, eifriger geworden, als der beabsichtigten Wirkung gut gewesen wäre.

Eine Analyse und Kritik von Hehns Schriftstellerwerk zu versuchen, ist hier unsere Absicht nicht. Nur ein paar allgemeine Bemerkungen mögen Platz finden. Zuerst die, daß, so verschieden der Gegenstand der Bücher ist, sie doch in nahem inneren Zusammenhange stehen. Zwischen den Skizzen über Italien und den „Kulturpflanzen und Haustieren“ ist die Beziehung ohne weiteres klar. „Die Frage“, sagt Schrader treffend, „welche Hehn in den verschiedensten Gestalten und zu allen Zeiten am meisten beschäftigte, war die nach der Absteckung der Grenzen der beiden Begriffe Natur und Kultur.“ Und der aufmerksame Leser wird finden, daß auch in dem Goethebuch diese Frage eine große Rolle spielt, fast kann man sagen: im Mittelpunkt steht. Ein zweites einigendes Band liegt in dem hohen formalen Interesse, das jedes dieser Bücher einflößt. Wenn von den „Kulturpflanzen und Haustieren“ gesagt ist, das Buch gehöre zu den klassischen Werken nicht nur der Altertumskunde, sondern auch der deutschen Literatur — so gilt der zweite Teil dieses Urteils gleichermaßen von allem Sonstigen, was aus seiner Feder geflossen ist. Selbst die mit keinem Gedanken an die Möglichkeit einstiger Veröffentlichung niedergeschriebenen und nichts weniger als inhaltreichen Briefe und Briefchen an Wichmann üben durch die Form einen unwiderstehlichen Reiz; sie sind stilistische Meisterstücke ihrer Art. Wenn, wie zu fürchten ist, der Verfall der deutschen Sprache, in dem wir bereits mitten innen stehen, als ein unaufhaltsamer sich erwiesen haben wird, wird Hehn als Sprachzeuge wahrscheinlich noch mehr Beachtung finden, als schon jetzt. Sicherlich hat unter den bedeutenden Schriftstellern des letzten Halbjahrhunderts keiner die sprachliche Erbschaft unserer klassischen Literaturepoche so treu gepflegt, mit so vornehmem Stilgefühl, mit so viel Sorgfalt und so wenig Fiererei, so streng und lebensvoll zugleich die deutsche Prosa gehandhabt, wie er.

Aus Victor Hehn: Italien. Ansichten und Streiflichter, vierte Auflage mit Lebensnachrichten über den Verfasser. Berlin, 1892. Gebrüder Bornträger (Ed. Eggers).

Adresse des Königsberger Montagskränzchens an Bismarck (1. April 1892)

Durchlaucht!

In Königsberg besteht seit dem Jahre 1815 unter dem Namen des „Montagskränzchens“ eine jeweilig acht bis zehn Mitglieder umfassende, durch Wahl sich ergänzende Vereinigung von Männern mit dem Zweck, „gesellige Stunden nützlich hinzubringen“, indem sie durch Meinungs- aus- tausch über die den Tag bewegenden Fragen des öffentlichen Lebens oder der Wissenschaft und Kunst ihre Einsicht wechselseitig zu fördern suchen. Der Verein blickt mit Genugtuung darauf zurück, daß er unter seinen ehemaligen Mitgliedern mehrere der Besten unserer Universität und Stadt gehabt hat. Politischer Parteizwist lag ihm fern, aber in allen wechselnden Generatio- nen war sein bleibender Lebensstern die Liebe zum Vaterlande.

Mit Manifestationen irgendwelcher Art nach außen hervorzutreten war die Sache des Kränzchens nicht. Nur zweimal hat es von dieser Gewohn- heit eine Ausnahme gemacht. Das erstemal gegenüber Goethe, das zweite- mal heute gegenüber Eurer Durchlaucht.

An Goethe ist im November 1815 der Versuch einer Auslegung seiner „Geheimnisse“ eingesandt worden, verbunden mit einer Huldigung für den „Helden“ des Geistes, in dem die damalige Generation die einzige Ge- währ für die Einigung des zerrissenen Vaterlandes erkannte. Goethe ant- wortete dem damals aus Studierenden bestehenden Kränzchen mit einer vom 9. April 1816 datierten Erklärung, die er auch veröffentlicht hat.

Wenn wir heute nach langen Jahren zum andernmal zu einer Aeußerung uns gedrungen fühlen, so gibt den Anlaß Eurer Durchlaucht 77ster Ge- burtstag, so treibt uns der Wunsch, dem Manne zu huldigen, der die besten Gefinnungen und Bestrebungen des Jahrhunderts hat zur Tat werden lassen.

Sei es gestattet, unsern ehrerbietigen, treugesinnten Glückwünschen das Bekenntnis hinzuzufügen, daß wir dem Schicksal dankbar sind, das uns die Epoche der deutschen Geschichte, die nach dem Namen Bismarck genannt werden wird, miterleben ließ. Die Liebe zum Vaterland ist für uns unzer- trennlich geworden von den Gefühlen des Dankes und der Verehrung für Euer Durchlaucht. Es wird nicht der Worte bedürfen, weshalb wir, ob- gleich seit langem hierin einig, gerade in gegenwärtiger Zeit von dem Wunsche befeelt sind, dies Bekenntnis an sie zu richten. Wenn wir auch

nur selten Ihr immer klärendes und festigendes Wort vernehmen, so bleibt uns doch der Trost, daß die Schöpferkraft Ihres Wirkens, unzerstörbar durch äußere Einflüsse, fortbauert weit über die Grenze des irdischen Daseins. Ihre geistige Existenz wird dem deutschen Volke verbleiben als ein *κρημα ες αει* in den dunklen Tagen, die kommen mögen, die Feuersäule, die uns vorauswandeln wird.

Königsberg i. Pr., den 28. März 1892.

Bismarck antwortete durch einen Brief vom 18. April 1892 an Professor Neumann, den Senior des Kränzchens. Vgl. auch Ludwig Friedländer, Deutsche Rundschau, Juliheft S. 60/61.

Am Sarge Ludwig Friedländers

den 18. Dezember 1909

Ich möchte noch ein Wort an die Herren Kollegen richten, die hier erschienen sind, dem Verstorbenen einen letzten Gruß nachzusenden.

Wenige von Ihnen haben ihn genauer gekannt. Ich bin hier am ehesten in der Lage zu sagen, wie der Mann und der Gelehrte zusammenhingen. In der Tat entsprachen sie sich genau. Unter den Eigenschaften seines Wesens waren zwei, die jeder leicht und schnell erkennen konnte: Wahrigkeit und Schlichtheit. Eine dritte ist mir erst in längerem Verkehr in ihrem vollen Werte und ihrer ausnahmslosen Geltung deutlich geworden: im Denken und Handeln eine gänzliche Abwesenheit alles Kleinlichen. Er hat zwar auch das Kleine und Kleinste im täglichen Leben, soweit sich Pflichten damit verbanden, stets mit Sorgfalt behandelt, aber nie es für etwas anderes genommen, als es ist. So werden Sie ihn auch in seiner wissenschaftlichen Arbeit gefunden haben. Und so hat er auch in den persönlichen Angelegenheiten der Gelehrtenrepublik niemals umher summende Mücken für Elefanten gehalten. Sein Augenmaß für Menschen und Dinge war unbestechlich bei starker Empfindung für das wirklich Große. Aber in der mittleren Sphäre war es ihm natürlich und eine Freude, fremde Verdienste anzuerkennen; zumal in Dingen, die er selbst nicht konnte. Er ließ sehr vieles gelten, nur nicht den Schein. Ich habe in meinem Leben wenig Menschen gekannt so frei von Eitelkeit auch in ihren versteckteren Formen. An äußeren Ehren hat es ihm nicht gefehlt; ich nenne sie hier nicht; nicht weil sie ihm gänzlich wertlos erschienen wären — so war es nicht —, sondern, weil sie ihm für seine Selbsteinschätzung nicht in Betracht kamen. Fest und aufrecht, ohne viel für sich zu fordern, ging er durchs Leben. Er schließt, auch in seiner Erscheinung als Mensch, die Reihe jener Königsberger Gelehrten, deren Bild er uns gezeichnet hat: Lobeck, Lehrs, Neumann. Ihre Manen werden ihn einladen, in der Erinnerung der Nachwelt neben ihnen Platz zu nehmen.

Ein Abbild der inneren Sicherheit seines Wesens war die äußere Unveränderlichkeit. Als ich ihn vor 27 Jahren kennen lernte, war er in Haltung, Bewegung, Sprache, Gesichtsform und dem früh weiß gewordenen Haar — seine Kinder haben ihn nie anders gekannt — genau derselbe bis zum vorigen Winter, da ein langwieriger Bronchialkatarrh seine Gesundheit

zum erstenmal erschütterte. Er sammelte noch einmal seine Kräfte, warf sich auf die Bearbeitung einer neuen Auflage (der achten) seines wissenschaftlichen Hauptwerkes, arbeitete den ganzen Sommer und Herbst durch ohne Erholungspause. Heute vor zehn Tagen machte er die letzte Einschreibung in sein Manuscript, dann legte er sich hin — und starb. Alle je übernommenen Aufgaben und Pflichten hat er restlos erfüllt.

Wollen wir uns wünschen, daß auch einmal für uns alle, unsere Arbeit und unser Leben, das Wort finis denselben Inhalt haben möge.

Handschriftlich

Am Grabe Heinrichs Freiherrn v. Geymüller

den 21. Dezember 1909

Ich habe den Freund, von dem wir nun Abschied nehmen, zum letztenmal gesehen an jenem leuchtenden Maientage, an dem wir seinen 70. Geburtstag feierten. Die Antithese ist zu schmerzlich! Lassen Sie uns den Blick zu dem hinwenden, was dauert.

Gemeinsame Interessen des Sachses führten mich zum erstenmal mit Heinrich v. Geymüller zusammen. Schon in dieser ersten Stunde wußte ich, daß ich noch einen anderen Gewinn als den gesuchten, einen sehr großen, davongetragen hatte: ich hatte einen edlen Menschen kennen gelernt.

Wie mir, so ist es allen den vielen gegangen, deren Gedanken aus der weiten Welt in diesem Augenblick hier zusammentreffen: aus Sachgenossen wurden Freunde. Heinrich v. Geymüller gekannt zu haben, rechne ich zu den Glücksfällen meines Lebens. Ich suche nach einem Gleichnis: wie wenn man in der Konstruktion einer modernen Maschinenhalle plötzlich ein edles Bramantesches Profil austauschen sähe, so ist er mir in dieser Zeit erschienen. Sein Lebenswerk als Forscher und Schriftsteller zu schildern, wäre der gegebene Ort die Sitzung einer Akademie, nicht hier. In der großen Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, die wir uns eingerichtet haben, verschwindet so leicht der einzelne hinter seinem Werk. Heinrich v. Geymüllers Werke waren Früchte an einem Baum, der auch an sich, als Baum, schön war; einem Baum, den man nicht klassifizieren konnte, weil er nur in diesem einen Exemplar vorkam. Ein merkwürdiger Reichtum lag in seiner Persönlichkeit, ein eigener poetischer Schimmer umfloß ihn. Das kam daher: drei Wesen, die wir sonst nur getrennt zu sehen gewohnt sind, hatten in ihm sich zu einer kostbaren Einheit verschmolzen: der Edelmann, der Künstler, der Gelehrte. Den meisten, die Erfahrung lehrt es, gereicht eine solche Mehrseitigkeit der Begabung und Lebensführung nicht zum Heil; bei starken Charakteren entstehen schwere innere Konflikte, bei schwachen Zersplitterung und Verflachung. Bei Heinrich v. Geymüller war alles in Harmonie. Dies habe ich an ihm am meisten bewundert, und ich weiß, es war nicht nur Gabe eines glücklichen Temperaments, sondern sein persönlichstes, erworbenes Verdienst. Seine Beschäftigung mit der alten Kunst bedeutete nicht die Ergötzlichkeit eines ästhetisch angelegten Menschen, sondern war erfüllt von ganzem Ernst, ich darf es wohl sagen: von heiligem Ernst.

Denn jene heitere glänzende Dreiheit, von der ich sprach — des Edelmannes, des Künstlers und des Gelehrten — sie ruhte auf dem Grunde eines tief religiös gestimmten Idealismus. Kunst war ihm eine der Offenbarungen Gottes.

So glaube ich ihn verstanden zu haben, und aus dieser hohen Auffassung seiner Lebensaufgabe deute ich mir die tiefe Bescheidenheit, mit der er von seinen Leistungen dachte. Oft habe ich mich versucht gefühlt, dieser Bescheidenheit als einer Selbstverkenning zu widersprechen. Aber sie nötigte mir so große Achtung ab, daß ich schwieg. Und diese selbe Achtung verbietet es mir, ihn hier laut zu preisen. Uns bedaure ich, daß er nicht alle seine Arbeitspläne hat zu Ende führen können; nur uns, nicht ihn. Was für ihn selbst der Ertrag seiner Lebensarbeit gewesen ist, das war kein Stückwerk. Denn sein schönstes Werk war er selbst. Wir nehmen Abschied von einem Vollendeten.

Victor Hehn zum 100. Geburtstag (1913)

Victor Hehn gehört als Schriftsteller der deutschen Literatur, als Gelehrter der Welt. Von Geburt aber war er Livländer. Wir haben ein Recht, mit Freude und Stolz ihn den Unsrigen zu nennen. Denn dieser sein Geburtsstand ist bei ihm kein indifferenter Nebenumstand. Daß hinter dem Schriftsteller und Gelehrten Hehn eine ausgeprägte Persönlichkeit steht und daß wesentlich auf dieser die Tiefe und Dauer der von seinen Büchern ausgehenden Wirkungen beruht, ist längst bemerkt worden. Aber nur wir, seine Landsleute, vermögen herauszufühlen, wieviel Bedingtes, und zwar baltisch Bedingtes, in seinem Wesen war. Er hat sich als junger Mensch heftig aus unserem Lande weggehnt, er hat wirklich auch nur den kürzeren Teil seines Lebens in ihm verbracht und wissenschaftlich mit den Heimatproblemen nur vorübergehend sich beschäftigt: und doch kann man sagen, bis in die Wahl seiner wissenschaftlichen Lieblingsthemata, wie in seinem ganzen Urteil über Welt und Menschen blieb dieser wurzelechte Sohn seiner Heimat zeitlebens von dem unzerstörbaren Etwas abhängig, das dieselbe ihm in Saft und Blut mitgegeben hatte.

Die baltischen Deutschen, die in das alte Mutterland zurückwandern, sind regelmäßig erstaunt durch die Beobachtung, wie wenig man dort für die baltische Art in ihrer Besonderheit ein Verständnis hat. Auch Hehn hat dies an sich erfahren. Als er nach Quittierung seines Petersburger Amtes als Oberbibliothekar der kaiserlichen Bibliothek nach Berlin übersiedelte (1873), erfüllte sich ihm ein Lebenswunsch. Aber er wurde dessen nie ganz froh. Berlin, wo er noch 17 Jahre gelebt hat und wo man ihm mit auszeichnendster Liebenswürdigkeit entgegengekommen war, wurde ihm keine zweite Heimat. Diese Erscheinung, durch die ja viele von uns zu schmerzlicher Enttäuschung geführt worden sind, hat nach beiden Seiten ihren guten Grund. Wir Deutschlivländer, obschon unsere Geschichte schon länger als 700 Jahre währt, sind immerdar im Zustande des Kolonistentums verblieben; das einst so kolonialstarke deutsche Volk aber wurde jahrhundertlang in binnenländische Enge zusammengepreßt. Das ist der Grund, weshalb der heutige Durchschnittsdeutsche („Reichsdeutsche“) sich in die seelische Konstitution nicht hineinzufröheln vermag, die entstehen muß, wo ein abgesplitteter und im Stich gelassener Bruchteil seines Volkes säkular im Zusammenleben oder Kampf mit fremden Nationalitäten sich auf eigene Hand zu behaupten hat. Wenn es den heutigen Deutschen gelingen wird,

was sie wollen, wieder Kolonien auszusenden, dann werden sie auch uns, unsere Geschichte und was dieselbe aus uns gemacht hat, mit anderen, besser verstehenden Augen ansehen; aber allerdings wird es dann zu spät sein.

Kehe ich von dieser erläuternden Einschaltung zu Victor Hahn zurück, so erkenne ich in ihm den in der Kolonie Geborenen zuerst an seinem allzeit regen Interesse und seinem geschärften Blick für Fragen der Rassenpsychologie. Schon aus dem, was er selbst in den Druck gegeben hat, besonders aus seinen glänzenden (anonymen) Beiträgen zur „Baltischen Monatschrift“, geht dies hervor; noch umfassender aus den Fragmenten seines Nachlasses. Sympathie und Antipathie spielen dabei eine große Rolle. Immer aber reagiert sein angeborenes Naturell gegen das Fremde mit unendlich feiner Sensibilität. Slawen, Franzosen, Juden haben an ihm einen oft einseitigen, niemals willkürlichen Kritiker, die Italiener einen innigst verstehenden gefunden. Ob Scharfblick der Abneigung, ob Scharfblick der Liebe — immer ist es ein Scharfblick, der bewunderungswürdig von der Oberfläche zur Tiefe hinführt.

Als geborener Kolonist ist Hahn sodann geborener Aristokrat. Und zwar mehr mit ästhetischer als mit politischer Färbung. Seine wechselnde Stellungnahme zu den vorhandenen Parteien — in seiner Jugend war er liberal, in seinem Alter konservativ — bedeutet deshalb keine innere Veränderung. „Was Bismarck betrifft, so bekenne ich in meiner Einsicht, daß mitten in der demokratischen Platttheit und Seichtigkeit, von der man millionenfach in Wort und Schrift und Tat umwimmelt wird, dieser einzige Mann mein Trost und meine Erbauung ist“, so heißt es in einem Brief aus dem Ende der 30er Jahre. Trotzdem hat Hahn, das ist bezeichnend für seine Zurückhaltung, niemals den Versuch gemacht — was er durch seine Berliner Verbindungen leicht hätte erreichen können —, mit Bismarck in persönliche Berührung zu treten. Als ich die einige Zeit nach seinem Tode von einem Freund veröffentlichte Briefreihe dem alten Kanzler nach Friedrichsruh schickte, antwortete mir dieser, Hahns Urteil über ihn sei ihm eine wertvolle Genugtuung, da er ihn aus seinen Schriften schon seit längerer Zeit schätzen gelernt habe.

Aus Hahns Kolonistentum erklärt sich weiter die Einsamkeit seines Lebensweges als Gelehrter wie aus seiner aristokratischen Grundstimmung seine spröde Zurückhaltung vom literarischen Markt. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts haben baltische Gelehrte in beträchtlicher Zahl eine Tätigkeit in Deutschland gefunden. Zu Hahns Zeiten wurde daran noch nicht gedacht. Die wenigen, die es in ihrer Jugend versuchten, wie Karl Ernst v. Baer und Graf Alexander Keyserling, sind doch bald in die Heimat zurückgekehrt. Das natürliche Arbeitsfeld für uns Kolonisten erschien damals die Verwaltung des eigenen Landes und für den Uberschuß unserer Kräfte das weite Reich des Ostens, wo wir vom Diplomaten, General und Akademiker bis zum Apotheker, Gutsverwalter und Hauslehrer immer ein gesuchter Kulturdünger waren. Diese Generation war reich an Talenten

und es blieben nach allen Ansprüchen durch das praktische Leben noch viele übrig, die durch Interesse und Anlage zu idealem Schaffen berufen schienen; aber nur die wenigsten damals haben es zu rechter Entfaltung ihrer Kräfte gebracht. Dies Schicksal sah auch Hehn vor sich. Seine Jugendbriefe sind wahre Angstrufe. Die Sehnsucht nach dem Westen und Süden im Herzen, sah er sich von der Woge, die ihn umfassen hielt, immer wieder nach dem Osten getrieben, als Hauslehrer nach Wilna, als politischer Verbannter nach Tula, endlich in ehrenvoller Stellung als kaiserlicher Bibliothekar nach St. Petersburg. Die erduldeten Leiden hatten die Sprungfedern seiner zarten Seele nicht gebrochen, aber sicher an manchen Punkten geschwächt. Still und ehrgeizlos saß er unter seinen Bücherschätzen und baute an seiner Gedankenwelt. Nach Zuschauern für sie beehrte er nicht. Wie er eigentlich keine Lehrer gehabt hat, keiner Schule sich anschloß, vollends vor jeder Kameraderie in wissenschaftlichen Dingen einen tiefen Abscheu hatte, so bereitete ihm, dem geborenen und höchstbegabten Schriftsteller, der Gedanke, vors Publikum zu treten, ein tiefes, oft unüberwindliches Unbehagen. Er wollte von den Dingen, die ihm die wertesten waren, „lieber in Ehrfurcht schweigen, als auf die Strafe herabsteigen oder auf die Dächer treten, wo so laut und mit so viel Dünkel geredet wird“. Nicht das Publikum, dem er mißtraute, ist an dem späten Eintritt seiner Erfolge schuld, er hat es selbst nicht anders gewollt. Ohne Drängen seiner Freunde hätte er vielleicht keines seiner Manuskripte je druckfertig gemacht, und auch dieses hätte nicht genügt, wäre nicht in dem Gelehrten ein großes Stück von einem Künstler gewesen; den Künstler aber zwingt seine Natur, seine Gedanken in Form zu bringen, rund und fertig hinzustellen. Erst Hehns Nachlaß hat unsern erstaunten Blicken den Umfang der wissenschaftlichen Pläne, mit denen er sich trug, enthüllt. In dieser Fülle ist aber nichts von Unruhe. Seine weit verzweigte Gedankenwelt ist durchaus organisch beschaffen; alles ist in ihr zusammenhängend; zu dem, was er in der Muße oder Abschiedsstimmung des hohen Alters niederschrieb, finden sich die Ansätze schon in der Arbeit des Jünglings und jungen Mannes.

Keine Frage, das Schicksal, das Hehn zum Livländer machte, hat ihn manche Entbehrungen kosten lassen und ist Ursache geworden, daß nicht alles zur Reife kam, was seine Anlage versprach; aber der Originalität seines Geistes und der Selbstständigkeit seiner Anschauungen ist es günstig gewesen. Es hat ihn nicht verhindert, einer der Wenigen zu werden, die man in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts zu den Klassikern rechnet. Eben das ist an diesem Sprößling einer weit unter fremde Völker vorgeschobenen Kolonistengesellschaft das Ueberraschende, daß er ein so vollendet gutes und schönes Deutsch schrieb, ja, daß ihm schon in seinen Jugendbriefen dies möglich war; Kulturdeutsch selbstverständlich, kein bodenwüchsiges; aber durch Stärke des sprachkünstlerischen Empfindens zu voller Natürlichkeit zurückgeführt. Es setzt dies selbstverständlich eine große Begabung voraus, doch gestattet es auch Rückschlüsse auf das gesprochene Deutsch in seiner Umgebung. Durch bloße Lektüre konnte sein Ohr so fein

nicht gestimmt werden. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet ist Hehns Deutsch eine unschätzbare Quelle für die Geistesgeschichte unserer Heimat, ein Zeugnis, das uns zugleich stolz und traurig macht. Denn dieser Boden wird einen zweiten Hehn heute nicht mehr hervorbringen können.

„Vandalen“

Seit einer Reihe von Jahren pflegte in der zweiten Hälfte des Septembermonats der deutsche „Tag für Denkmalspflege“ zusammenzutreten. Er war der Mittelpunkt der Bestrebungen zu Schutz und Pflege des künstlerischen Vermächtnisses der Vergangenheit. Ohne übertreibendes Selbstlob durften wir uns sagen, daß bei keinem Volke die Gefinnung der Ehrfurcht vor den Denkmälern so tiefe Wurzeln geschlagen hat wie bei uns. Im September 1914 ist die Tagung ausgefallen. Dafür wird in einem großen Teile der gebildeten Welt die Anklage gegen uns erhoben, es sei unser Handwerk und unsere Lust, Kunstwerke zu zerstören um der Zerstörung willen — eine Verleumdung, so schamlos und so absurd, daß wir uns einfach weigern müssen, uns gegen sie zu verteidigen. Wer im voraus entschlossen ist, Weiß Schwarz zu nennen, mit dem spricht man nicht mehr.

Merkwürdig ist, wie die neuesten Verleumdungen sehr alten die Hand reichen. Bei den heutigen Deutschen, heißt es, seien die Instinkte ihrer Vorfahren, der Goten und Vandalen, wieder erwacht. Denn diese Völker seien ja die Zerstörer der altrömischen Kunstwelt. Eine längst und gründlich widerlegte Fabel! Kein einziger Geschichtschreiber, sagt Gregorovius, weiß auch nur ein einziges Gebäude, welches sie (die Vandalen) in Rom zerstört hätten. Von der Herrschaft der Goten ist sicher, daß unter ihr in Italien mehr gebaut, als verwüstet worden ist. — Man kennt Edikte König Theoderichs, in denen er Schutzmaßregeln für die Erhaltung der Bauwerke Roms anordnet, fast wie ein moderner Denkmalspfleger. Tut nichts — noch immer glaubt ein jeder Italiener an die Greuel der „Goten und Vandalen“, und der Name der letzteren ist zum Sprichwort geworden. Ganz andere, umfassendere und dauernde Ursachen, haben die antike Kunsthinterlassenschaft zugrunde gerichtet. Die berühmtesten Päpste der Renaissance, ein Julius, ein Leo, haben nicht aufgehört, Römerbauten abzutragen, wenn sie ihnen im Wege waren, oder zur Ausbeutung des kostbaren Materials für ihre eigenen Bauten; und noch im 17. Jahrhundert wurde auf Urban VIII. das Epigramm geprägt: „Was die Barbaren nicht getan haben, taten die Barberini“ (der Familienname des Papstes).

Wie steht es mit den Kunstverlusten der Länder diesseits der Alpen? Welche Nation hat hier das meiste auf dem Gewissen? Wahrlich die deutsche nicht! Auch würde man sich irren, wenn man im Fortschritt der Zeit eine zunehmende Schonung der Kunstdenkmäler voraus-

setzen wollte. Summarisch läßt sich sagen: das Mittelalter hat weniger zerstört als die Neuzeit. Zum erstenmal sind Kunstwerke grundsätzlich und mit Haß (der freilich nicht ihrem Wesen als Kunstwerk, sondern ihrer sachlichen Bedeutung gilt) vernichtet worden in den Religionsstreitigkeiten des 16. Jahrhunderts. Eine gleichmäßig verbreitete Begleiterscheinung der reformatorischen Volksbewegung war der Bildersturm aber nicht. In Deutschland ist er nur an wenigen Orten und schnell vorübergehend aufgetreten. Das Land, das seinem Fanatismus am meisten alte Kunst hingepflegt hat, war Belgien. Auch Frankreich hat in den Hugenottenkriegen viel verloren, mehr als allgemein bekannt ist. Im Dreißigjährigen Kriege ist die eindrucksvollste Schreckenstat, die Zerstörung Magdeburgs, mit dem Namen des Belgiers Tilly verknüpft, mag auch seine persönliche Schuld kleiner sein, als die Tradition annahm. Recht beträchtlich ist aber schon damals die Zahl der von den Franzosen in Süddeutschland niedergebrannten Kirchen und Schlösser. Auf dieses Vorspiel folgten die Taten Ludwigs XIV., 1689 und abermals 1692 und 1693. Es sollte doch einmal eine vollständige Liste der in diesen Jahren am Rhein und in Schwaben nicht in Kriegsnotwendigkeit, sondern in reiner, selbstzwecklicher Zerstörungslust dem Verderben geweihten Bauwerke, dazu ein Anhang über den spanischen Erbfolgekrieg, zusammengestellt werden. Sie würden lange Seiten ausfüllen. Aber es bedarf keiner Einzelheiten. Von der Plünderung der Kaisergräber und der Sprengung des Doms zu Speier weiß jeder Deutsche und die Heidelberger Schloßruine kennt die ganze Welt. Ludwigs XIV. eberne Prunkdenkmäler hat nachher sein eigenes Volk umgestürzt, — in Heidelberg steht sein monumentum aere perennius. Wenn es zwischen den Völkern eine Pflicht auf Rache gäbe, wahrlich, wir hätten in Frankreich eine große Arbeit vor uns, um die Rechnung auszugleichen.

Dann kam das weiche, humane 18. Jahrhundert. Frankreich war erschlaft, im Guten wie im Bösen. So wenig kriegerische Lorbeeren es im Siebenjährigen Kriege erntete, es hat es nicht lassen können, den Weg seiner Armee durch rauchende Trümmer zu zeichnen. Wie 1692 in, militärisch betrachtet, gänzlich sinnloser Weise das berühmte Schwarzwaldkloster Hirsau, so wurde 1761 die Kirche von Hersfeld in Hessen, gleich jenem ein Hauptdenkmal frühromanischer Baukunst, Ruine.

Am merkwürdigsten vervollständigte die Revolution das Charakterbild; der ravagierende Raub, ohne den in der gallischen Psyche ein starker Erregungszustand nicht vorübergehen kann, wandte sich selbstmörderisch nach innen. Ich spreche nicht von den Adelschlössern, die in Aufruhr verwüstet wurden, sondern von der systematischen Vernichtung der kirchlichen Kunst. Sie zu Ende zu führen, dauerte die Herrschaft des revolutionären Radikalismus nicht lange genug. Doch sind es auch so schon ganze Hekatomben dieser „fluchwürdigen Denkmäler des Aberglaubens“ gewesen, die von der Göttin der Vernunft zermalmt wurden. Ein amtliches Protokoll rühmt die eifrigen Gesinnungstüchtigen, die am Straßburger Münster nach eigener Zählung 235 Bildwerke in Stücke geschlagen

hatten. Hundert anderen französischen Kirchen ist es nicht anders gegangen. Und damit nicht genug, auch ganze Gebäude in beträchtlicher Zahl wurden gesprengt oder abgetragen. Zwei Kirchenbauten allerersten Ranges, die Abteien von Cluny und St. Martin in Tours, waren darunter. Dem Straßburger Münsterurm war daselbe zugehacht, nur seine Nützlichkeit als militärischer Beobachtungsposten rettete ihn. Die Demolierungsarbeiten dauerten unter Napoleon fort, in Deutschland wurde z. B. die herrliche Kirche von Heisterbach ihr Opfer. Man hat auch von der Absicht Napoleons gehört, den Kreml in Moskau zu vernichten; wie weit diese Ueberlieferung begründet ist, vermag ich nicht zu sagen.

Das eigentlich Charakteristische für Napoleon aber — schon die letzten Jahre der Republik hatten damit begonnen — ist der an den fremden Völkern begangene große Raub. Ob es die ehernen Kasse der Markuskirche oder die Säulen des Aachener Münsters, oder die Statuen der italienischen Museen oder die Werke der großen Maler aller Länder waren — was vom Besten und Berühmtesten irgendwo erreichbar war, wurde in Paris zusammengesleppt, um diese Stadt in seinem Sinne zum Herzen des neuen Weltreichs zu machen. Werke zweiten Ranges kamen in den Handel. Der sprichwörtliche Reichtum der englischen Privatsammlungen geht zu einem großen Teil auf diese Zeit zurück.

Nun frage ich: welche Bauwerke Italiens, Frankreichs oder Belgiens haben jemals die Deutschen zerstört? Welche beweglichen Kunstwerke jemals geraubt? Man nenne sie! Im Jahre 1870 hat man den Deutschen nichts anderes vorwerfen können — dieses zwar immer und immer wieder — als den Brand der Straßburger Bibliothek und der in ihr bewahrten Bilderhandschrift der Herrad von Landsberg. Es war ein sträflicher Leichtsinns, daß sie nicht geborgen wurde. Ueberdies wissen wir jetzt, daß die Beschießung der Bibliothek lediglich ein Irrtum war, veranlaßt durch eine mit falscher Beschrift versehene französische Karte: das Bibliotheksgebäude war dort als Mairie bezeichnet. Das Straßburger Münster kam bei der Beschießung der Festung in die Feuerlinie, wie jetzt die Kathedrale von Reims, und wie in Reims hatten die Franzosen auf dem Turm ein Observatorium eingerichtet. Es wurde von den deutschen Granaten weggeschossen fast ohne weiteren Schaden für den Turm. Das größere Unheil in Reims ist wesentlich dadurch entstanden, daß die in Restauration befindliche Kathedrale von Baugerüsten umgeben war, die Feuer fingen, und daß man nicht daran dachte, sie rechtzeitig abzuräumen. Allerdings hat das Jahr 1870 der Stadt Paris das Tuilerenschloß und manches andere kostbare Bauwerk gekostet. Aber wer hat sie zerstört, wer?

Auf die Frage, welches Volk in den letzten Jahrhunderten dem Kunstschatz Europas die größten Verluste zugefügt hat, gibt es nur die eine, ganz unweigerliche Antwort: das französische.

Zu Ende

Mögen die Italiener bei ihrem Dante sich danach umsehen, welchen Ort in der Hölle er den großen Verrätern, den Judas, Brutus und Cassius anweist: — für uns ist es keine Schande, einzugestehen, daß dieser Dolchstoß uns weher tut als alle anderen; deshalb weher tut, weil wir Italien wirklich geliebt haben.

Von den zur Zeit im Vordergrund stehenden militärischen und politischen Folgen des Verrats soll hier nicht gesprochen werden. Sie sind wahrlich keine Kleinigkeit, aber doch nicht die Hauptsache. Etwas weit Größeres als das diplomatische Bündnis der letzten dreiunddreißig Jahre, etwas Älteres und Unerseßliches ist in den Abgrund versunken, aus dem es nie zurückkehren wird: eine lange Epoche der deutschen Geistesgeschichte geht in diesem Augenblick zu Ende. Sie begann mit unserem Aufstieg im achtzehnten Jahrhundert. Wir haben viel und willig auch von den Kulturen anderer Länder gelernt, aber unser Verhältnis zu Italien, dem geistigen Italien, war einzigartig.

Wir Deutschen sind uns von jeher bewußt gewesen — und es erniedrigt uns nicht —, daß wir der Ergänzung unseres eigenen Wesens bedürfen. Die Sehnsucht nach der Formenklarheit des Südens, nach jener „Sonne“, von der Albrecht Dürer in Venedig im Gedenken an die nordische Heimat klagte, wie sehr es ihn nach ihr frieren werde, sie ist ein uraltes Erbstück unseres Wesens. In der Polarität lag eine unvergängliche Anziehungskraft. Sehr vieles im italienischen Wesen war uns von jeher mißfällig oder unverständlich, und doch liebten wir es, fast widerwillig. Italien war uns ein Inbegriff von Ideen und Idealen geworden, die wir aus unserer Kultur der letzten hundertfünfzig Jahre nicht wegdenken können, ohne daß ein großes Stück unseres eigenen Selbst uns fehlen würde. Ja, in gewissem Sinne war dies ideale Italien unsere eigene Schöpfung. Winckelmann und Goethe, Niebuhr und Mommsen, Gregorovius, Burckhardt und Zehn, die lange Reihe der Künstler von Carstens und Cornelius bis auf Böcklin und Hildebrand, die deutschen Forschungsinstitute in Rom, Neapel und Florenz, die Ungezählten aus vielen Generationen, die im Anschauen südlichen Landes und südlichen Menschentums eine reine Bildungs- und Lebensquelle fanden — sie sind die Zeugen der deutschen Liebe zu Italien; freilich einer nicht einfach sich hingebenden und applaudierenden, sondern einer urteilenden und schaffenden. Dies alles wird in Zukunft sich nicht mehr fortsetzen. Es

sind Erinnerungen geworden und von heute ab mit Bitterkeit gemischte. Das Lied uralter Sehnsucht „Kennst du das Land?“, es hat von heute ab für uns einen anderen Klang und das Motto auf dem Titelblatt von Jakob Burckhardts Cicerone „Haec est Italia diis sacra“, wir werden es nur noch mit einem fatalen Lächeln ansehen können.

Auf den Krieg wird ein Friede folgen. In einigen Jahren werden wir ohne leibliche Gefahr Italien wieder besuchen, aber es wird für unser Gefühl ein anderes Italien sein; Probleme der italienischen Geschichte und Kunst werden uns noch immer interessieren, aber dem Antrieb, uns mit ihnen zu beschäftigen, wird ein wichtiges Imponderabile fehlen. Nennen wir es ungeschweht beim richtigen Namen: die über die bloß sachlich begründete Wertschätzung hinausgehende Sympathie, die allein es erklären konnte, daß wir auf italienische Stoffe unermüdlich so viel Arbeit verwandt haben, wird nicht mehr da sein, nachdem wir als Antwort auf sie ein gellegendes „fuori i barbari“ vernommen haben.

Daß der schwache Punkt in unserer Liebe ihre Einseitigkeit war, wußten wir wohl und sahen auch unsererseits eine Abkühlung schon herankommen. Aber daß auf der anderen Seite ablehnende Gleichgültigkeit so plötzlich in wilden Haß umspringen werde, hatte niemand erwartet. Wenn in dem Tumult der niederen Leidenschaften dieser Tage, der rohen Beutelust und perverser Ruhmbegier nach etwas wie einer Idee gesucht werden soll, so ist es diese: der Gegensatz zwischen romanischem und germanischem Genius ist mit elementarer Gewalt hervorgebrochen und zugleich in so bewußter und grundsätzlicher Weise als Grund zu einer Todfeindschaft der Rassen ausgerufen, wie die Geschichte es noch nicht gekannt hat. Zweifellos ist im Laufe des 19. Jahrhunderts das relative Gewicht der romanischen Völker immer leichter geworden. Ihr Instinkt hält den gegenwärtigen Augenblick für geeignet, wieder an die Spitze zu kommen. Die Meere sind sie bereit, den Angelsachsen, die östliche kontinentale Masse den Slawen zu überlassen; in Europa wollen sie die ersten sein. Noch im Zeitalter der Revolution kamen sie als die Beglückter und Lichtbringer: heute soll das deutsche Wesen zu Boden geworfen, am liebsten vertilgt werden. Es schien zuerst, daß es sich nur um Machtfragen handele zwischen Italien und Oesterreich einerseits, Frankreich und Deutschland andererseits; jetzt soll es ein Kampf der „Kultur“ gegen die „Barbarei“ sein, der Kultur, der einzigen, die es wirklich gibt, der lateinischen. Was sich heute so nennt, ist aber in Wahrheit nur noch französische Kultur. Die große spanische Literatur und Kunst gehört der Geschichte an. Von der nationalpolitischen Erhebung Italiens, die nirgends im Auslande mit so uninteressierter Sympathie begrüßt worden ist wie im deutschen Volke, hatten wir gehofft, daß ihr eine geistige Erhebung von den großen nationalen Traditionen aus folgen möge. Es war eine Täuschung. Die moderne italienische Bildung ist im Kern unitalienisch. Sie ist ein verschlechterter Abklatsch der französischen, gemischt mit einigen englischen und amerikanischen Zusätzen. Sollte wirklich diese angeblich lateinische Kultur in Zukunft das Geistesleben Europas beherr-

schen, wie es das letzte Ziel und der heifteste Wunsch unserer Feinde ist, so wird in ihr von der Erbschaft Dantes und Michelangelos nicht ein Tröpfchen vorhanden sein.

Schwachmütige Philisterseelen trösten sich wohl damit: nach dem Kriege wird sich in einiger Zeit alles wieder zum Alten zurückbegeben. Ein ungeheurer Irrtum! Zum mindesten soweit es Italien betrifft. Mit England und Frankreich hat uns wesentlich die Literatur verbunden, was uns Italien bot, hing aufs innigste mit der Anschauung, mit dem Lande im unmittelbarsten Sinne zusammen. Zum Verständnis Shakespeares trägt die Kenntnis des modernen England nicht das geringste bei. Dante kann man nie verstehen ohne die historischen Städtebilder, das noch unberührte Volksleben, die Kunst Italiens; man muß „in Dichters Lande gehn“. Andacht vor einem Bilde Giottos oder Raffaels wird nicht möglich sein, wenn wir rings von feindseligen Blicken uns getroffen sehen. Es wird so sein müssen: auf der Piazza von Florenz, auf dem Markusplatz Venedigs haben wir künftig nichts zu suchen; gleichviel ob wir als Sieger oder Unterliegende aus dem beginnenden Kampf hervorgehen werden.

Grenzvölker

Deutsch-Balten und Elsässer

Heimatgefühl, Volksgefühl, Staatsgefühl

Ich beabsichtige keine lehrhafte Erörterung. Vielmehr sind es ganz konkrete und aktuelle Fragen, die ich zur Sprache bringen möchte. Es wird ihre Beantwortung erleichtern, wenn sie sich nach feststehenden allgemeinen Gesichtspunkten zu orientieren sucht.

Die drei im Titel genannten Gefühle des „politischen Tiers“ sind nach ihrem Ursprung getrennt. Für das Erwünschteste wird aber gehalten, daß sie nicht nur in volle Kraft, sondern auch in vollem Einklang in Tätigkeit treten. Im gegenwärtigen Augenblick sind wir Deutsche diesem idealen Zustand näher gekommen als irgendwann in unserer Geschichte. Es gibt aber noch immer Gruppen unserer Volksgenossen, die dieses Glücks nicht teilhaftig geworden sind, bei denen die Forderungen, die Volk, Staat und Heimat an sie stellen, schon lange in keinem Einklang mehr stehen und jetzt, durch die unerbittliche Klarheit dieses Krieges, in steten und schmerzlichen Widerstreit miteinander geraten sind.

Ich denke an die Deutschen in den baltischen Provinzen Rußlands und denke an die Elsässer.

Beide wohnen im Randgebiet unserer Volkssitze. Beide wurden in der Zeit der Schwäche des Reichs von ihm losgerissen und in beider Schicksal wird heute noch einmal eine Entscheidung, die letzte, erwartet. Die einen gehören dem fremden Staat noch unbestritten an; die andern wurden wiedergewonnen, aber die Rückgängigmachung dieses Aktes ist eine der Losungen des gegenwärtigen Krieges und auf welche Seite ihr eigenes Gefühl hinstrebt, ist noch immer unentschieden. Beide sind im Augenblick stumm, wollen und dürfen nicht sagen, was sie als Ergebnis des Sieges für sich hoffen oder fürchten. Ich kenne sie aus langem Zusammenleben beide. Es muß aber gesagt werden, daß über beide in Deutschland im allgemeinen große Unwissenheit herrscht. Unsere älteste, nächstgelegene und größte Kolonie ist der öffentlichen Meinung gleichgültiger geworden als die prekären Siedelungen in Afrika und Australien, und vom Elsaß kennen wir zwar sehr gut seine Wälder, Burgen und malerischen Städte, aber sehr unvollkommen, was in den Herzen und Köpfen seiner Bewohner vorgeht.

Als Livland und Estland in Rußland einverleibt wurden (übrigens

nicht einfach durch Eroberung, sondern durch Vertrag mit ihnen), saßen die Deutschen im Lande seit 500 Jahren. Ihr Zustand war noch immer der von Kolonisten und ist es auch in den weiteren 200 Jahren der russischen Herrschaft geblieben. Einem jeden Beobachter, auch dem national uninteressierten, muß es höchst merkwürdig erscheinen, was er hier sieht: eine im Verhältnis zur Weite des Landes kleine und dünn angesiedelte Zahl von Einwanderern beherrscht eine mehr als zehnfach überlegene Urbewölkerung, ohne sie zu vernichten, aber auch ohne sich mit ihr zu vermischen und ohne sich selbst wesentlich zu vermehren, vom Mutterlande im Stich gelassen, lange Zeit in Selbständigkeit, dann unter polnischer, schwedischer, endlich russischer Hoheit, bei alledem in seinen inneren Zuständen, Religion, Sprache, Recht, Verwaltung völlig unverändert; beherrscht sie so 700 Jahre lang. Ich suche umsonst in aller Kolonialgeschichte nach einem ähnlichen Beispiel ausdauernder nationaler Selbsterhaltungskraft. Aber jede Kraft erschöpft sich einmal. Für das baltische Deutschtum begann die Krisis im Jahre 1870. Nicht durch Schwächerwerden des eigenen Organismus, sondern durch einen Stoß von außen. Hier zum erstenmal trat das Geschick Livlands mit dem des Elsaß in eine ursächliche Verketzung. Auf russischer Seite wurde der alle anderen bis dahin geltenden Erwägungen zurückdrängende Gedanke dieser: die baltischen Provinzen dürften kein zweites Elsaß werden. Das Deutschtum dürfte im Lande nicht mehr existieren, wenn einmal zwischen Rußland und Deutschland Krieg ausbräche.

Bis zu diesem Augenblick hatten sich die drei politischen Grundgefühle, Volksgefühl, Staatsgefühl und Heimatgefühl in ungestörtem Gleichgewicht erhalten. Daß die baltischen Deutschen dem russischen Staat ausgiebige und nützliche Dienste geleistet haben in untadeliger Ergebenheit, ist nie bezweifelt worden, ebensowenig die Unversehrtheit ihrer nationalen Qualitäten. Ihre Stellung zwischen Volk und Staat war eine sehr ähnliche wie die der deutschen Schweizer. Rußland hegte damals noch nicht die Aspiration eines Nationalstaates. Es war eine Vereinigung vieler Völker unter der kaiserlichen Selbstherrschaft. Was dem Schweizer der Bund, das war dem Balten die Person des Kaisers. Und dieser duldete nicht nur die Erhaltung des Deutschtums, er wünschte sie. Nur insoweit, als die Balten Deutsche blieben, garantierten sie ihm diejenigen geistigen und sittlichen Eigenschaften, durch welche sie die nützlichen Staatsdiener wurden, die sie waren. Die Balten ihrerseits wußten sehr genau, daß ihre Ueberlegenheit eben auf der Erhaltung ihres Volkstums beruhte. Ihre vielhundertjährige Kolonistenerfahrung hatte ihnen dies Bewußtsein, in dem Stolz und Klugheit sich die Wage hielten, aufs tiefste eingeprägt. Also nebeneinander nationalitätsloses Staatsgefühl und unpolitisches Volksgefühl. Volk und Staat durchdrangen sich allein auf dem Boden der Selbstverwaltung, die in der Tat bis 1870 und eine Zeitlang noch darüber hinaus den baltischen Deutschen in ausgedehntem Maße gegönnt war. Eben aus der Beschränktheit des Bündnisses von Volks- und Staatsgefühl entwickelte sich ein um so intensiveres Heimatsgefühl.

Die Zeit von Peter dem Großen bis nahe an den Tod Alexanders II. war die glücklichste, die die baltischen Provinzen erlebt haben. Die Weite des russischen Reiches und die Gunst des Kaiserhofes eröffneten dem einzelnen einen unermesslichen Wirkungskreis, vom Minister, Diplomaten und General bis zum Arzt, Lehrer und Gutsverwalter. Zugleich blieb die geistige Verbindung mit Deutschland in voller Kraft. Baltische Studenten waren vor hundert Jahren an der Gründung der deutschen Burschenschaft in Jena stark beteiligt; wieviel Gelehrte, Schriftsteller und Künstler dem deutschen Geistesleben heimgezahlt haben, was sie von ihm gewonnen hatten, sollte nie vergessen werden.

So war es bis 1870. Dann erklärte der nationalistisch umgewandelte Staat dem andersgearteten Volkstum den Krieg. Wie weit die Zerstörung schon fortgeschritten ist, ist schwer auszumessen. Von der Zukunft und den in ihr enthaltenen Möglichkeiten darf heute nur mit großer Zurückhaltung gesprochen werden. Sicher vorauszusagen ist aber dieses: wenn es sich am Ende des Krieges zeigen sollte, daß es im Zusammenhang der Gesamtinteressen Deutschlands nicht liegen würde, in irgendeiner Weise für die Erhaltung des baltischen Deutschtums einzutreten, dann wird sein Schicksal sich sehr schnell vollenden. Die Einzelnen, so viele es können, werden ihr Volkstum retten durch Aufgabe der Heimat, um in der Allgemeinheit des deutschen Volkes zu verschwinden. Der baltische Stamm aber, von dessen geschichtlicher Aufgabe und Leistung man sagen muß, daß sie immerhin mehr bedeutet haben als Tsingtau oder Samoa, wird seine Rolle ausgespielt haben.

Nun das Elsaß. Wir haben in den letzten vierundvierzig Jahren in der Beurteilung des elsässischen Problems weit mehr das Gefühl als den Verstand sprechen lassen. Im gegenwärtigen Augenblick wäre es ein Verbrechen, die Dinge so sehen zu wollen, wie wir sie wünschen, nicht wie sie sind. Freilich, wie sie sind, darüber wird in dieser verworrenen und dunklen Stunde niemand eine ganz sichere Diagnose abgeben können. Es wird schon nützlich sein, sich klar zu machen, wie sie bis zum Moment des Kriegsausbruches ausgesehen haben.

Die objektiven Bedingungen für Erhaltung des deutschen Volkstums liegen hier zweifellos günstiger als in dem andern Grenzlande, von dem wir vorher gesprochen haben. Die Fremdherrschaft hat kürzer gedauert. Es handelte sich nicht um Kolonisten, sondern um eine kompakte und einheitliche Volksmasse. Die scharf gezogene Sprachgrenze hat sich auch unter der französischen Herrschaft nicht im geringsten verschoben und die französische Einwanderung war verschwindend klein, kleiner als fortgesetzt die Zuwanderung von jenseits des Rheins. Warum ist dennoch das subjektive Volksgefühl — eine ganz offen zutage liegende Tatsache — soviel weniger widerstandsfähig gewesen? Eine ursprüngliche Schwäche im alemannischen Stammescharakter wird man nicht annehmen wollen, noch weniger würde man sie beweisen können.

Die Ursache muß also in den historischen Verhältnissen gesucht werden.

Wie allgemein anerkannt wird, trat die Krisis mit der französischen Revolution ein. Bis dahin war die französische Herrschaft nur eine wenig straffe Oberherrschaft gewesen und lose blieb der innere Verband. Die aus dem deutschen Reich übernommenen staatlichen Mikroorganismen erhielten sich, allerdings noch unlebendiger als vorher. Mit ihnen verglichen hatte die Selbstverwaltung der baltischen Provinzen beinahe ein großstaatliches Gepräge (sie sind so groß, wie Bayern und Württemberg zusammen). Daß die Elsässer nach Frankreich gingen und dort Staatsdienste nahmen, geschah selten. Der Militärdienst führte sie noch ebenso oft nach Oesterreich. Genug, am Ende des 18. Jahrhunderts war das Staatsgefühl der Elsässer zu einem Nichts verkümmert, was wir heute Staat nennen, kannten sie überhaupt nicht. Sie erlebten es zum erstenmal durch die Revolution und das Kaiserreich. Staat und französischer Staat wurde ihnen schlechthin zur Gleichung. Es verstand sich für sie von nun ab von selbst, daß sie Franzosen werden sollten, auch in ihrer Sprache und ihrer Kultur, und es war mehr ihre angeborene Schwerfälligkeit als ein grundsätzlicher Widerstand, wenn dieser Prozeß nicht schneller durchgeführt wurde, als es wirklich geschehen ist. Der Konflikt zwischen Staat und Volkstum, obgleich objektiv gegeben, spielte in ihrem subjektiven Bewußtsein kaum eine Rolle. Auch vor ihren Volksgenossen jenseits des Rheins brauchten sie sich nicht zu schämen. War es doch die Zeit, in der alle Liberalen West- und Süddeutschlands für französische „Freiheit“ schwärmten. Dazu kam die große Verschiebung der sozialen Schichten seit der Revolution. Die bisherige Oberschicht war weggeschwemmt, die neu entstandene, traditionslose Bourgeoisie übernahm die Führung. Ihr höchster, nie ganz erfolgreicher Ehrgeiz war, in die französische Bourgeoisie, ihr Muster, als ebenbürtig aufgenommen zu werden. Durch ihre Tüchtigkeit im Erwerbsleben gewann sie sich Achtung. Ihre geistige Produktivität war, verglichen mit dem, was Livland gleichzeitig geleistet hat, aber auch mit dem, was das Elsaß in früheren Jahrhunderten gewesen war, auffallend gering.

Das seit 1871 bestehende sogenannte elsässische Problem ist allein das Problem dieser Bourgeoisie. Sie fühlte ganz richtig, daß sie nur in einem französisch denkenden Staate forteristieren könnte. Gegen den deutschen Staatkehrte sie sich nicht so sehr, weil er deutsch war, sondern weil er Forderungen stellte, die ihr neu und unwillkommen waren. Die oft angerufene „Kultur“ hat in der ganzen Auseinandersetzung nur eine kleine Rolle gespielt. So kam es, daß die elsässische Oberschicht nach 1871 mit Beschleunigung ihr deutsches Volksgefühl preisgab, weil sie von ihrem französisch gearteten Staatsgefühl nicht lassen wollte. Das einzige, was sie an das Land fesselte (ein großer Teil ist indessen nach und nach doch abgewandert) war ihr Heimatgefühl und dieses prägte sich in ihrem Bewußtsein um so schärfer aus, je mehr es Ersatz für das in Verwirrung geratene und verdunkelte Volksgefühl werden mußte.

Man hat sich in Deutschland dadurch irreführen lassen, daß die politische Technik die Elsässer in den letzten Jahren veranlaßt hat, die in Deutschland

üblichen Parteibezeichnungen anzunehmen. Die Parteiprogramme waren aber nur ganz Nebensache. In Wahrheit handelte es sich um folgende Gruppierung: Es gab einen, schwer zu sagen wie zahlreichen Flügel, der die Wiedervereinigung mit Frankreich wünschte, wenn auch dieser Wunsch nur von wenigen offen ausgesprochen wurde. Es gab dann am entgegengesetzten Ende einen andern, jedenfalls sehr kleinen Flügel, der von Herzen deutsch gesinnt war und dem der Anschluß an einen deutschen Großstaat die letzte Grundlage für das Prosperieren des Landes erschien. Dazwischen die große Masse fühlte weder von Deutschland noch von Frankreich sich entscheidend angezogen; sie hätte, wenn sie frei ihr Schicksal sich hätte gestalten können, am liebsten einen neutralen Staat, etwa wie Luxemburg, gebildet. Hier zeigt der alte staatlose Sinn aus der Zeit vor der Revolution sich als der dauerhafteste Kern. Das Heimatgefühl bewährt sich als das allein Kraftvolle und Lebendige, es muß Ersatz sein sowohl für das Volksgefühl, als für das Staatsgefühl.

Ob und wie weit der Krieg an diesen Grundstimmungen etwas geändert hat, davon will ich nicht sprechen.

Livlands Leistung für Deutschland

Wir lasen in diesen Tagen die Telegramme der livländischen Ritterschaft und der deutschen Professoren und Studenten der alten deutschen Hochschule Dorpat mit Worten des heißen Dankes für die Errettung aus Drangsal und Not, mit der Bitte um dauernden Schutz des Deutschen Reiches für seine älteste Kolonie, mit dem Gelöbniß, in unwandelbarer Treue, mit Gut und Blut immerdar eintreten zu wollen für die Größe des deutschen Vaterlandes; wir lasen die huldvolle Antwort des Kaisers — und lasen auch die unhuldvolle des Abgeordneten Erzberger.

„Dank der Livländer“ lautete in den Zeitungen die Ueberschrift. Es wird an der Zeit sein, daß auch das Mutterland sich darauf besinne, welchen Dank es seinerseits seiner alten Kolonie schuldet. Kennen wir etwas besser die deutsche Geschichte, so würden Herr Erzberger und Genossen nicht wagen dürfen, deren deutliche und starke Tatsachen durch öde Doktrinen niederschlagen zu wollen.

Es war in der Zeit der staufischen Kaiser, als unser Volk die Ostsee wiedergewann, an der es in grauer Vorzeit schon gefessen hatte. Das Kaisertum brach zusammen, Deutschland zersplitterte in Hunderte von Territorien, und so blieb die politische Frucht des großen Jahrhunderts der Kolonisation unvollkommen. Die zurückgedrängte slawische Welle flutete wieder vor, die Polen erreichten wieder die Ostsee, Preußen und Livland wurden voneinander und beide vom Reich abgeschnitten. Was es für spätere Jahrhunderte der deutschen Geschichte bedeutet hat, daß Preußen, wenn auch geschwächt, nicht gänzlich unterging, weiß heute jedermann — vielleicht sogar in Biberach. Aber nur wenigen ist es klar bewußt, was der zähen Selbsterhaltungskraft der livländischen Kolonie zu danken ist. Schon um die Zeit, als sie gegründet wurde, hatten die Großrussen und die griechische Kirche ihre Hände nach diesem Teil der baltischen Küste ausgestreckt. Man stelle sich vor, was geworden wäre, wenn damals Liv-, Est- und Kurland anstatt von Deutschen von Russen kolonisiert worden wäre. Der livländische Ordensstaat hat zunächst im 13. Jahrhundert die Russen zurückgeworfen. Er hat dann in Preußen immer wieder den Kampf mit ihnen aufnehmen müssen. Auf den deutschen Reichstagen des 16. Jahrhunderts hörte man seine Hilferufe. Aber nichts geschah, ihn zu stützen. So brach auch er zusammen. Polen, Schweden, Russen haben dann andert- halb Jahrhunderte lang um den Besitz des Landes, das der Schlüssel zum

Dominium maris baltici war, gerungen. Die deutsche Kolonie hat sich gleichwohl ihr Deutschtum unverfehrt erhalten, ja noch mehr: deutscher Kultureinfluß war unter den fremden Herren im Steigen. Mit der glorreichen Zeit Schwedens (es gab einmal eine) sind die Namen zahlreicher baltischer Edelleute verknüpft: in der Marienkirche zu Wismar in Mecklenburg steht das prunkvolle Grab des Feldmarschalls Wrangel; zwei Freiherrn v. Rosen traten in den Dienst Ludwigs XIV. über und wurden Marschälle von Frankreich und Lehnsträger der Grafschaft Bollweiler im Elsaß; zwei Feldmarschälle Fersen, Führer gegen die Polen, liegen im Dom zu Reval begraben. Welche unermesslichen Dienste dann die Balten Rußland geleistet haben — in allen Berufsarten, vom General und Diplomaten bis zum Hauslehrer und Apotheker — ist so bekannt, daß es nicht weiter ausgeführt zu werden braucht. Und die russischen Herrscher des 18. und 19. Jahrhunderts bis auf Alexander III. wußten es wohl, daß die Nützlichkeit dieser Menschen eben darauf beruhte, daß sie Deutsche waren und blieben. Nur der russische Staat war an die Ostsee vorgeedrungen; nicht das russische Volk. Das Baltenland war russischer Staatsbesitz, aber blieb deutscher Kulturbesitz; denn auch die Esten und Letten wurden im abendländischen und deutschen Kulturkreis festgehalten. Daß diese Tatsache eines Tages auch politische Bedeutung erlangen könne, ist deutscherseits — kurzfristig, aber in ehrlicher Ueberzeugung — immer mit Hand und Fuß abgelehnt worden. Die Deutschen riefen den Balten zu: ihr seid Russen und sollt es bleiben! Die Russen aber sagten: ihr seid Deutsche — und darum müßt ihr untergehen. Im deutschen Volk war man gänzlich blind für das, was ich die „Leistung Livlands für Deutschland“ nenne, im russischen erkannte man sie an und forderte die innere Russifikation. Wäre dieselbe beim Ausbruch des Weltkrieges vollendet gewesen, so hätte der Friede von Brest gänzlich anders aussehen müssen.

Man hat in Deutschland nicht gesehen und nicht sehen wollen, durch welche Umstände die Russifikationsbewegung der letzten fünfzig Jahre in Gang gebracht worden ist. Der Anstoß kam tatsächlich von Deutschland, nämlich durch die Annexion Schleswig-Holsteins und Elsaß-Lothringens. Die Russen wußten, was wir, nur zählend und nicht wägend, nicht wissen wollten: wie deutsch im Wesen das Baltenland geblieben war, und deshalb sagten sie sich: es wird notwendig einmal eine Konstellation kommen, in der Deutschland seinen alten, vergessenen Besitz ebenso zurückfordern wird wie Schleswig-Holstein und Elsaß-Lothringen; sorgen wir also möglichst schnell dafür, daß es dort keine Deutschen und keine deutsche Kultur mehr gibt! Das war scheinbar sehr logisch gedacht. Und sie hätten auch ihr Werk zu Ende geführt, hätten sie nicht selbst vor der Zeit, durch Entfesselung dieses Krieges, den ihrem Gebäude fest genug verbundenen Stein gelöst und ins Rollen gebracht. Dies ist also der innere Zusammenhang des Geschehens: weil Deutschland 1870 das Elsaß zurückgewann, sollte das Deutschtum des Baltenlandes vernichtet werden; und weil Deutschland 1914 entschlossen war, das Elsaß festzuhalten, mußte es den Weg gehen, an

dessen Ende die Wiedergewinnung des Baltenslandes steht. Unsere Politik hat sich lange genug gegen die Erwählung dieses Zieles gesträubt. Aber die geschichtlichen Dinge haben ihre nötigende innere Folgerichtigkeit. Unter den staufischen Kaisern machten wir uns daran, Herren der Ostsee zu werden. Heute beginnen wir einzusehen, noch immer langsam, wie fest verknüpft unsere Zukunft mit unserer Vergangenheit ist. Der Herr Abgeordnete Erzberger mag ein sehr mächtiger Mann sein, aber es gibt geschichtliche Notwendigkeiten, die noch mächtiger sind.

Livland und Elsass

Vortrag in der Straßburger Gesellschaft für deutsche Kultur (18. April 1918)

Wir haben in den ersten Monaten dieses Jahres etwas erlebt, was nicht alle Tage — und nicht alle tausend Jahre erlebt werden kann: wir haben zugehört, wie ein Weltreich zusammenfiel, in Stücke zerbrach. Einer großen Sorge sind wir nun ledig, eine ganze Reihe kleinerer Sorgen ist dafür erstanden. Wir haben uns in Brest-Litowsk kein bequemes Ruhebett gezimmert. Das wäre aber auch ein unwürdiges Ideal für eine große Nation.

Der Krieg hat uns militärisch gut vorbereitet gefunden — politisch schlecht. Ich sage das nicht, um das schon oft genug gehörte Lied von der Unfähigkeit unserer Diplomatie wieder anzustimmen. Der Vorwurf trifft die ganze Nation. Wir haben zu wenig nachgedacht über die Grundlagen unserer Stellung in der Welt. Jetzt auf einmal sehen wir uns mit Problemen überschüttet, die uns als Ueberraschungen erscheinen und voll von ungeahnten Schwierigkeiten. In Wahrheit sind es zu einem großen Teil gar nicht neue Probleme, sondern sehr alte, mit unserer Geschichte tief verwurzelte, nur hatten wir sie vergessen. Auf einmal sind sie wieder erwacht und verlangen von uns Entscheidungen und Handlungen . . . Eines von diesen Problemen ist die baltische Frage. Zumal für uns hier im Westen hat sie lange Zeit gänzlich außerhalb des Gesichtskreises gelegen. Es ist deshalb für mich nicht ganz leicht, den Punkt zu finden, bei dem ich die Erörterung anfangen soll.

Ich bin, wie Sie wissen, Balte von Geburt. Ich lebe aber auch schon lange — 26 Jahre — im Elsass und darf sagen, daß mir Wohl und Wehe des Elsass nicht weniger am Herzen liegen. Ich habe es mir oft überlegt, daß meine alte Heimat und meine neue, Livland und Elsass, eigentlich Schicksalsverwandte sind. Die Grundposition ihrer Geschichte hat viel Ähnliches, die weitere Entwicklung ist freilich um so verschiedener.

Beide Länder lagen am Rande des Deutschen Reiches, wurden in der Zeit seiner Schwäche von ihm abgerissen und fremden Großstaaten angegliedert. Die Frage drängt sich auf: Was ist aus ihrem angestammten Volkstum, ihrem Deutschtum geworden? Beginnen wir mit dem Ende! Als 1871 das Elsass dem Deutschen Reich zurückgegeben wurde, da haben sich die Bewohner des Landes darüber, gelinde ausgedrückt, nicht eben

gefreut. Und heute die Livländer? Die Verbindung mit dem alten Mutterlande empfinden sie als Erfüllung höchster, kaum gewagter Hoffnung, als ein überschwengliches Glück — ein einziges, spontanes, elementares Gefühl beseligt die baltischen Herzen. Woher dieser Gegensatz? Nach allem Anschein waren doch die Bedingungen der nationalen Widerstandskraft gegen die Fremdherrschaft im Elsaß ebenso günstig, wie in Livland ungünstig. Ich verstehe unter nationalem Widerstand zunächst noch nichts Politisches, nur den triebhaften Willen, in seiner psychisch-physischen Natur das zu bleiben, was man ist. Was waren also die Bedingungen dafür? Im Elsaß eine ganz einheitliche, uralte deutsche Bevölkerung, fast ohne französische Einwanderung — in Livland die Deutschen ein kleiner Bruchteil, zerstreut über ein räumlich sehr großes Gebiet (so groß wie Württemberg und Bayern zusammen). Im Elsaß auf langer Grenzlinie die Anlehnung an das Mutterland, mit dem auch der Bevölkerungsaustausch nie ganz aufhörte — in Livland geographisch gar keine Verbindung als allein übers Meer. Das Elsaß nur durch eine willkürlich gezogene politische Grenze von Deutschland getrennt, einen Strich auf der Landkarte, — Livland immerdar eine Kolonie mit spärlicher Nachwanderung.

Dennoch, ich wiederhole es, das Ergebnis in umgekehrtem Verhältnis zu der natürlichen Gunst und Ungunst der Lage. Wir müssen versuchen, es zu erklären.

Ich habe im Jahre 1915 eine kurze Skizze niedergeschrieben, worin ich ausführte, daß das Verhältnis des einzelnen zu der Gemeinschaft, der er angehört, in drei Grundgefühle sich zerlegen läßt: Heimatgefühl, Volksgefühl, Staatsgefühl. Ich glaube, es sind fruchtbare Gesichtspunkte. Aber ich will mich nicht wiederholen, nur kurz daran anknüpfen. Von den genannten drei Faktoren besitzen die Elsässer sicherlich ein lebendiges, starkes und inniges Heimatsbewußtsein. Die übrigen Deutschen werden das Wertvolle, das darin liegt, um so mehr anerkennen, je mehr es ihnen in großen Schichten abhanden zu kommen droht; zum Beispiel: die Kinder der Beamten und Offiziere, sie müssen wegen des häufigen Ortwechsels in ihrer Jugend das Heimatsglück entbehren. Das Volksbewußtsein des Elsässers ist der Verkümmern verfallen, und sein Staatsbewußtsein war bis 1871 mit den beiden andern Faktoren in Widerspruch und ist für viele auch nach 1871 nicht in Einklang gekommen. Dagegen die baltischen Deutschen: Das Heimatsbewußtsein ebenso stark, das Staatsbewußtsein ebenso nach einem fremden Staat orientiert: aber — das Volksbewußtsein war ungetrübt, ja intensiv deutsch geblieben. Für den Elsässer war sein Deutschtum nur ein Akzidenz seines Elsässertums; daß er auch im französischen Staat ein Teil des deutschen Volkes geblieben sei, dies war seinem Bewußtsein entschwunden. In der ersten Epoche der französischen Herrschaft, vor der Revolution, als das Verhältnis zum französischen Staat noch ein lockeres war, da blieb auch das elsässische Deutschtum intakt. Der junge Goethe fühlte sich in Straßburg in keiner Weise im Auslande, Straßburg war in diesen Jahren einer der Brennpunkte des sich erheben-

den deutschen Geistes, und zu dem Kreise um Goethe gehörte auch der Livländer Reinhold Lenz, und Herder war eben aus Riga gekommen, wo er Domprediger gewesen war. Eine Aenderung im Volksbewußtsein trat erst ein auf dem Wege über den Staat. Die Elsässer entdeckten den Staat erst unter Napoleon — fast wie ein neues Ding. Was das vergleichsweise locker gefügte Frankreich der Bourbonen gegenüber dem halb autonomen Elsaß in mehr als hundert Jahren nicht erreicht hatte, das erreichte der straff zusammengezogene Einheitsstaat Napoleons in weniger als zwanzig: er machte aus dem Elsaß zwei französische Departements und aus den Elsässern Franzosen. Als Ernst Moritz Arndt 1814 das Elsaß besuchte, wurde ihm dort gesagt: Wir würden ganz gern wieder zu Deutschland zurückkommen, aber nur in Verbindung mit einem Großstaat; wenn dies nicht, dann bleiben wir lieber bei Frankreich. Zu Schwärmern für den partikularistischen Kleinstaat wurden sie erst wieder nach 1871. — Anders die baltischen Deutschen: sie haben andauernd ihr Volksbewußtsein und ihr Staatsbewußtsein als getrennte Gebiete behandelt: die Balten wurden unter polnischer Herrschaft nicht Polen, unter schwedischer nicht Schweden, unter russischer nicht Russen. Als im Jahre 1560 der livländische Landesstaat sich auflöste, hatten die Deutschen seit $5\frac{1}{2}$ Jahrhunderten im Lande gesessen als Kolonisten — und als Herren; gegenüber der Urbewölkerung in der Kopfzahl eine kleine Minderheit, aber unbedingt herrschend. Ihr Volksbewußtsein war eins mit ihrem Herrenbewußtsein. Sie konnten sich als Herren nur halten, insofern sie rein und ungemischt deutsch blieben, und sie konnten deutsch bleiben nur, solange sie die Herren waren. Es ist bezeichnend: die estnische Sprache hat für die Begriffe Deutscher und Herr nur ein Wort: sachsa, der Sachse. Der Deutsche war hier schon als solcher Aristokrat in des Wortes wörtlicher Bedeutung: er fühlte sich gegenüber den Undeutschen als den Besseren. Und umgeben von einer Vielzahl fremder Völker, mit denen er immer etwas zu tun hatte, bald im freundschaftlichen Verkehr, bald in der Abwehr — Esten, Letten, Finnen, Polen, Schweden, Russen —, wurde sein eigenes Nationalgefühl im höchsten Grade empfindlich. Wenn ein solcher Zustand durch siebenhundert Jahre sich fortsetzt und durch Vereerbung sich kumuliert, dann begreift man wohl, daß jene Widerstandskraft entstehen konnte, die auch in der Vereinsamung noch standhielt. Auch der Untergang der staatlichen Selbständigkeit hat daran nichts geändert. Die schwedische Kultur des 17. Jahrhunderts war so mit deutschen Elementen durchsetzt, daß ein Konflikt überhaupt nicht gegeben war. Und als die Oberherrschaft wechselte, als sie an Rußland überging, dachten die Russen in keiner Weise an Russifikation. Im Gegenteil: eben das machte ihnen den Besitz dieser Provinzen so wertvoll, daß sie von Deutschen bewohnt waren. Nur durch die Bewahrung der überlegenen Eigenschaften, die ihnen als Deutschen zukamen, konnten sie dem russischen Staat das sein, was dieser verlangte.

So sind also die baltischen Deutschen durch alle Jahrhunderte ihrer wechselvollen Geschichte immer in der glücklichen Lage gewesen, daß ihr

Deutschtum als ein angeborener Vorzug nicht nur von ihnen selbst empfunden, sondern auch von den andern anerkannt wurde. Wenn wir Balten Deutschen aus dem Reich in Rußland begegneten, so haben wir uns immer verwundert, sie so wenig stolz, so geneigt zur Unbequemung zu finden. Nun werden Sie, meine Herren, aber auch begreifen, warum die bekannter-weise massenhafte Verwendung der baltischen Deutschen im russischen Staatsdienst der Erhaltung ihres Deutschtums keinen Abbruch getan, in mancher Hinsicht geradezu konservierend gewirkt hat. Die Erhaltung des Deutschtums bestand nicht bloß in Abwehr, sondern zugleich in der Entfaltung seiner aktiven Energien. Dies ist nun der Punkt, worin sich Livland und Elsaß scharf unterscheiden. Bis zur Revolution waren die Elsässer staatslose Menschen; sie brachten aus dem Deutschen Reich, wie dieses nun schon seit ein paar Jahrhunderten war, ein verkrüppeltes Staatsbewußtsein mit, und die Art ihres Untertanenverhältnisses zu Frankreich hat daran zunächst nichts gebessert; sie zogen sich auf einen dumpfen, ungelüfteten Kleinpartikularismus zurück, in dem das Frankreich der Bourbonen sie nicht störte; worauf wir es sehr wohl begreifen, wie gehoben sie sich fühlten, als sie unter Napoleon den Staat wie ein ganz neues Ding entdeckten. Der livländische Ordensstaat hatte von jeher in einem größeren Maßstab gelebt; die unterworfenen indigene Bevölkerung in Fucht zu halten, mit dem an den Grenzen drohenden Feind zu verhandeln oder zu kämpfen — das hielt die staatsmännischen Fähigkeiten in steter Uebung. Nur in Kurland, das sich 1560 abspaltete und ein eigenes Herzogtum unter polnischer Oberhoheit bildete, entstand ein Stilleben, das man in seiner Form wie in seinen Wirkungen mit dem elsässischen Zustand vor der Revolution vergleichen kann. Dagegen der andere, mehr als doppelt so große Teil, der an Schweden fiel, nahm sofort auch am schwedischen Staatsleben teil. Sehen Sie sich im 17. Jahrhundert, in Schwedens heroischer Zeit — es gab einmal eine solche —, die Listen der Staatsmänner und Generale an: wieviel liv- und estländische Namen sind darunter! Ich las dieser Tage die schöne Prosadichtung von Heidenstamm „Karl XII. und seine Krieger“ — auf Schritt und Tritt begegneten mir bekannte Namen. Zahlreiche liv- und estländische Familien haben einen Zweig in Schweden zurückgelassen. Vielleicht darf ich Ihnen ein paar Beispiele nennen. So den schwedischen Gesandten Baron Stael von Holstein, dessen Name durch seine Gemahlin, die große französische Schriftstellerin, allbekannt geworden ist; vor wenigen Tagen haben Sie den Namen Stael von Holstein an der Spitze der von der livländischen Ritterschaft an Seine Majestät unseren Kaiser gerichteten Huldigungsadresse gelesen. Die letzten drei schwedischen Gesandten in Berlin stammen aus ursprünglich estländischen Familien: Graf Wachtmeister, Graf Taube, Frhr. von Essen. In der Marienkirche zu Wismar steht das prunkvolle Denkmal des Feldmarschalls Karl Gustav von Wrangel, jedem von Ihnen bekannt aus Schillers „Wallenstein“. Zwei Feldmarschälle Fersen liegen im Dom von Reval begraben. Von den Livländern, die im Siebenjährigen Krieg mitfochten, ist einer uns allen bekannt, freilich nur

eine poetische Figur, Lessings Major Tellheim. Eine historische Persönlichkeit ist Loudon, der, von Preußen zurückgewiesen, seine Dienste Maria Theresia anbot und des großen Friedrich gefährlichster Gegner wurde, der Sieger von Hochkirch, Kunersdorf, Landeshut und Glatz. — Sehe ich mich unter den französischen Generälen in der Zeit vor der Revolution um, so kann ich keine Elsässer finden. Zwei werden zwar genannt, die beiden Grafen von Rosen, Onkel und Nefse, beide Marschälle von Frankreich, der eine Führer der berühmten Expedition nach Irland; in Wahrheit sind sie nicht Elsässer, sondern — Estländer. Der ältere war insolge eines Duells aus dem schwedischen Dienst in den Ludwigs XIV. übergetreten und wurde für seine kriegerischen Verdienste mit der Herrschaft Bollweiler im Oberelsaß belohnt. Im Elsaß ist die Familie im 18. Jahrhundert ausgestorben, in Estland blüht sie noch. Erst mit der Revolution beginnt die Reihe der elsässischen Generäle. Doch irrt man sich, wenn man alle, die deutsche Namen tragen, für Elsässer hält. Marschall Luckner stammte aus der bayerischen Oberpfalz, Kellermann aus Rotenburg ob der Tauber, Ney aus der Rheinpfalz. Wurmser war Elsässer, aber bekanntlich österreichischer General, sogar Kleber hat in der österreichischen Armee seine Laufbahn begonnen. Dagegen darf ich daran erinnern, daß der Oberbefehlshaber der russischen Armee 1813 und 1814, Barclay, zu Wall in Livland und sein Generalstabschef Graf Toll, eines der bedeutendsten militärischen Talente der Zeit, zu Reval geboren war. Wenn ich aus dem 19. Jahrhundert die Liste der baltischen Generäle und Diplomaten in russischem Dienst weiterführen wollte, so wäre ja kein Ende zu finden. Jedenfalls müßte neben sie noch eine zweite Liste, die der Mitglieder der Akademie der Wissenschaften gesetzt werden. Die russischen und in den letzten 30—40 Jahren noch mehr die deutschen Universitäten haben eine ansehnliche Reihe von baltischen Professoren zu verzeichnen. Karl Ernst von Baer war einer der ideenreichsten Naturforscher des Jahrhunderts, ein Mann von europäischem Ruf, und Victor Sehn rechnen wir zu den besten deutschen Schriftstellern. Die Balten der russischen Epoche waren ohne Zweifel eifrige und ergebene Diener des russischen Staates, genauer: des Reiches; aber dem russischen Volk fühlten sie sich dabei innerlich ganz und gar fremd. Ich möchte besonders noch hervorheben, daß unter den russischen hohen Beamten mit deutschen Namen, die sich durch ihre Teilnahme an den Ausschreitungen des russischen Nationalismus einen für unsere Ohren üblen Ruf erworben haben, fast keine von baltischer Herkunft sind. Plehwe, der ermordete Minister, aus der letzten Zeit Stürmer und Hartwig — es ist mir lieb, sagen zu können: sie waren keine Balten. Und Kennenkampf, der Verwüster Ostpreußens, stammt aus einem durch den bekannten Ehezwang der russischen Kirche längst „verrußten“ Seitenzweig einer im Hauptstamm allerdings estländischen Familie.

Ich fasse zusammen: Aus der Gegenüberstellung der elsässischen und livländischen Entwicklung ersehen Sie, daß sich ein nationales Ethos nur dann gesund erhalten kann, wenn es irgendwie mit einem Gefühl für Wirk-

samkeit und Macht verbunden ist. Die Elsässer haben dieses nicht bebesen. In der unglücklichsten Zeit der deutschen Geschichte haben sie sich vom Mutterland, nicht freiwillig aber auch ohne Widerstand, abgelöst, und als Erbschaft nahmen sie jene tiefe Schwäche des Staatsbewußtseins mit sich, die schon seit langer Zeit das Unglück des atomistisch zerbröckelsten deutschen Westens war. Mit großen staatlichen Erinnerungen hing ihr Deutschtum nicht zusammen. Dennoch haben sie sich einen gewissen Rassenstolz noch bewahrt, so lange die alten Familien oben blieben, d. i. bis zur Revolution. Einer der wenigen Elsässer des vorrevolutionären Typus, die noch im 19. Jahrhundert eine Rolle gespielt haben, war der Graf Dürkheim-Montmartin, dessen Lebenserinnerungen viele von Ihnen gelesen haben werden. Er erinnert mich in seiner Situation merkwürdig an meine eigenen Landsleute: ein pflichteifriger Diener seines Staates, also des französischen, von Napoleon III. persönlich ausgezeichnet, aber in seiner Bildung und der Stimme seines Blutes deutsch geblieben und dadurch imstande, den Umschwung des Jahres 1870 als ein Glück für seine Heimat zu begrüßen. Aber er war durchaus eine Ausnahme. Die homines novi, die nach der Revolution an die Reihe kamen, die Bourgeois des 19. Jahrhunderts, hatten mit dem alten Elsaß nichts mehr zu tun und gaben insolgedessen auch ihr Deutschtum freiwillig auf. Es darf übrigens ruhig gesagt werden: den anderen Westdeutschen wäre es unter gleichen Bedingungen auch nicht anders ergangen. — Das baltische Deutschtum dagegen hatte gerade in seiner kolonialen Abgeschlossenheit seine Stärke. Sie war Quelle und Bürgschaft einer Vorzugsstellung gegenüber allen umgebenden Völkern. Es wurde mit Zähigkeit verteidigt nach oben und nach unten, nicht bloß im Widerstand, sondern in Handlung und Leistung; es war für jeden einzelnen eine andauernde Aufforderung, sich hervorzutun. Die koloniale Lebensform macht hart und zugleich biegsam; sie stählt. Erlauben Sie mir eine Seitenbemerkung: auch Hindenburg und Ludendorff stammen aus dem kolonialen Deutschland. —

Ich möchte aber den Vergleich noch etwas weiter fortsetzen. Die elsässische Bourgeoisie brauche ich Ihnen heute nicht zu schildern. Niemand wird mir widersprechen, wenn ich sage, sie ist kein elsässisch bodenständiges Gewächs, sondern rein eine Kopie der französischen Bourgeoisie, wie diese aus der Revolution hervorgegangen war. Einige Aeußerlichkeiten wurden aus der heimischen Ueberlieferung herübergenommen, das Lebensideal wurde französisch. Zuweilen sind es Kleinigkeiten, in denen sich das Wesen einer Sache am deutlichsten verrät: als eine solche ist mir immer der Eifer der elsässischen Bourgeoisie erschienen, ihre deutschen Familiennamen in französischen Lauten auszusprechen und dies auch von uns Altdeutschen zu verlangen. Als ich einmal einen jetzt nach Frankreich entwichenen Herrn ahnungslos so anredete, wie sein Vater und Großvater sich genannt hatten, wurde er rot vor Zorn. Das ist in komischer Form eine sehr ernste und vielsagende Sache. Ein Balte würde sich eher den Kopf abreißen lassen, als seinen Namen russisch aussprechen. Das führt uns auf das Verhältnis

zur Sprache überhaupt. Elsässer und Balten, beide sprechen mehrere Sprachen. Der Elsässer der Oberschicht spricht Französisch bei den Gelegenheiten, wo er seinen guten Rock anzieht, und seine Muttersprache, wenn er seinen Hausrock anhat; dem Balten ist das Deutsche Symbol und Schlüssel der höchsten Lebenswerte. Für den gebildeten oder gebildet sein wollenden Elsässer ist die Ueberlegenheit der französischen Geisteskultur über die deutsche ein fester Glaubenssatz. Wie viele von ihnen diese Schätze sich wirklich angeeignet haben, vermag ich nicht anzugeben. Für alle aber hat der Gebrauch der französischen Sprache noch eine zweite, im Grunde wichtigere Bedeutung: diese sich demokratisch dünkenden Bourgeois fühlen sich dadurch mit Behagen als Aristokraten gegenüber dem des Französischen unkundigen Teil ihrer Landsleute. Ganz dasselbe empfinden die Balten, wenn sie Deutsch sprechen, nur mit dem Unterschied, daß es hier die Muttersprache ist, auf die dies Bewußtsein sich gründet, bei den Elsässern die Fremdsprache. Ganz unfraglich ist das 19. Jahrhundert, d. h. die Epoche seit dem Entstehen der sogenannten Doppelkultur, in der elsässischen Geistesgeschichte nicht nur das wenigst originelle, sondern auch dann, wenn man die in französischer Sprache und nach französischem Muster erschienenen Produktionen hinzurechnet, das am wenigsten fruchtbare. Wie viel mehr haben die Balten in diesem Zeitraum geleistet, die doch an Kopfszahl soviel weniger und durch Staats- und Landesdienst stark nach andern Seiten hingezogen waren! Es sind darunter einige Gelehrte ersten Ranges und einige Meister der deutschen Sprache; viele von dem im heutigen Deutschland ganz fehlenden Typus des vornehmen Dilettanten; neuerdings auch zahlreiche Universitätslehrer: ich kann die Zahl nicht genau angeben, sicher aber übersteigt die Zahl der heute an deutschen Hochschulen tätigen Lehrer baltischer Herkunft das halbe hundert um ein ganz Beträchtliches.

Nun aber lehrt die parallele Betrachtung der elsässischen und livländischen Geschichte noch ein Weiteres: sie lehrt, wie die Glieder eines Volkes selbst dann noch aufeinander einwirken, wenn sie vom Mutterstamm abgetrennt und räumlich so weit voneinander entfernt sind, wie hier — wie selbst dann noch ein gleichsam mystischer Kontakt zwischen ihnen bestehen bleibt. Elsaß und Livland haben in merkwürdiger Koinzidenz dieselben Schicksalsstunden gehabt. — Es war im Jahre 1559, als der livländische Ordensstaat sich auflöste und das Land damit aufhörte, ein Teil des Deutschen Reiches zu sein. Eben im selben Jahrzehnt begann die Abbröckelung der Westgrenze: Metz, Toul und Verdun wurden französisch. Das war der erste Akt. Der zweite war der Raub des Elsaß durch Ludwig XIV., begonnen im 30jährigen Kriege. Beachten Sie den kausalen Zusammenhang mit der Eroberung Livlands durch die Schweden! Sie war der Auftakt zu der kühnen und großartigen Ostseepolitik, die auch die Schweden zu Teilnehmern am 30jährigen Krieg machte. Schweden und Frankreich vereinigten sich zur Ausplünderung des Deutschen Reiches. Wären nicht schon Livland und Estland dem Reich verlorengegangen, so hätten sich die Schweden nie in Mecklenburg, Pommern und dem Herzogtum Bremen

festsetzen können; dies aber zog den elsässischen Beutezug der Franzosen nach sich.

Wie also der Verlust Livlands und des Elsaß als eine zusammenhängende Gruppe von Geschehnissen aufzufassen ist, so lag in der Logik der Geschichte, daß mit der Wiedergewinnung des Elsaß auch die baltische Frage in Bewegung kam. Heute ist es uns klar, daß die Wendung im Geschick des Elsaß 1871 und die Wendung im Geschick Livlands 1918 nur zwei sich folgende Aufzüge in einem und demselben Drama sind. Weil Deutschland 1871 das Elsaß zurücknahm und 1914 es zu verteidigen entschlossen war, mußte Deutschland unausweichlich den Weg gehen, der es jetzt nach Livland geführt hat. Zwischen 1871 und heute ist dort folgendes geschehen: Zunächst sah es so aus, als sollte die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens für das baltische Deutschtum der Todesstoß sein. Wie ich schon sagte: bis zu jener Epoche war das baltische Deutschtum unangestastet, ja eigentlich begünstigt und hatte eigene Verwaltung, eigenes Recht und Gericht, deutsche Schule und Universität, dazu außerhalb der Provinzen in Rußland ein ausgedehntes Feld zu freier Betätigung, die den einzelnen Ehre und Gewinn, der Kolonie im ganzen eine bedeutende historische Kulturmission brachte. Da kam die Annexion von Schleswig-Holstein und gleich darauf die von Elsaß-Lothringen. Der Frankfurter Friede wirkte in Rußland wie ein Alarmschuß. Man sagte sich: notwendig muß das nächste Mal das Baltikum an die Reihe kommen; die Deutschen werden doch keine so elende Nation sein, ihre alte Kolonie für immer fahren zu lassen. Also — sagte man — also sorgen wir eiligst dafür, daß das livländische Deutschtum vernichtet werde; es darf für das unheimliche neue Reich keine Lötung abgeben. Diese Gedankengänge waren in den 70er Jahren ein Lieblingsthema der russischen Publizistik — und 1881 mit der Thronbesteigung Alexanders III. wurde daraus die Tat: die Russifikation. Verwaltung, Gericht, Schule, alles wurde russisch, mit Russen besetzt, die Landeskinder ausgeschlossen. — Das deutsche Volk sah dem allem mit größter Seelenruhe zu, mit der Seelenruhe, deren Fundament die Blindheit ist; auch dann noch, als es von Rußland her herüberklang: keineswegs werden wir mit der Russifikation an der heutigen Grenze stehenbleiben, wir werden bis zur Weichsel gehen. Es gibt wohl auf der ganzen Welt kein Volk, dem der Irredentismus innerlich so fremd ist, wie dem deutschen. Man sagte es nicht nur, es war auch die vollste, innerste Wahrheit, daß den Deutschen im Reich ihre livländischen Landsleute gänzlich gleichgültig geworden waren. In Rußland aber konnte man an solche Selbstentäußerung nicht glauben, hielt man alles für Heuchelei und Heimtücke. Zwischen 1881 und 1918 war die Lage der Balten also diese: Die Deutschen riefen ihnen zu: ihr seid Russen und sollt es in Ewigkeit bleiben; und die Russen riefen: ihr seid Deutsche, und darum sollt ihr von der Erde verschwinden. — Die Verleugnung durch das Mutterland hat uns Balten in tiefster Seele weh getan, in gewisser Hinsicht waren wir aber doch dankbar dafür: unsere Loyalität gegenüber dem russischen Staat ist von Deutschland aus nie in Ver-

suchung geführt worden, wenn auch die Kluft zwischen uns und dem russischen Volk immer abgründtiefer wurde. Wir haben keine Verschwörungen gebrütet, wie die Italiener oder Iren — aber wir begannen nach und nach auszuwandern. Auch das nicht viele; die Mehrzahl war wirtschaftlich zu fest gebunden oder konnte es nicht übers Herz bringen, die Scholle der Väter zu verlassen. Eine Hoffnung blieb noch, und von 1905 ab, dem Jahre der ersten Revolution, war sie im Wachsen: wir hofften nicht auf Deutschland — aber auf Rußland. Nun hat uns Rußland diese Hoffnung erfüllt: — es ist in Stücke zerbrochen. In Deutschland haben nur ganz wenige dies kommen sehen, und diese wurden ausgelacht. Jetzt, wo es geschehen ist, werden auch die anderen geistreich und fühlen sich an den Untergang des weströmischen Reiches erinnert. Allerlei ist in der Tat ähnlich; unter anderem dies, daß beide Male die Weltgeschichte sich zur Ausführung des deutschen Nichels bedient hat. Gewisse deutsche Parteien fühlen sich wohler bei dem Gedanken, daß nicht wir es getan hätten, sondern daß die große Umwälzung die freie und bewußte Tat des frei gewordenen souveränen russischen Volkes sei. Du lieber Gott! Hätte der Zar gesiegt, so hätten die Russen niemals Revolution gemacht. Das russische Reich fiel auseinander, weil das Band zerriß; und zerrissen haben wir es. Es ist unser Werk; allerdings war es nicht unser Wille, am wenigsten der unserer politischen Leitung. Wohl aber mußten wir es einsehen: es ist geschehen nach dem latenten Willen unserer Geschichte. Die Ursachenkette geht lückenlos zurück bis auf die Völkerwanderung. Es dreht sich um den uralten Grenzstreit zwischen dem germanischen Mitteleuropa und dem slawischen Osteuropa. Wenn Sie wollen, so hat sich auf dieser Strecke die Völkerwanderung noch immer nicht gesetzt.

Mitten darin steht nun heute die baltische Frage. Es gibt bei uns sich selbst Politiker nennende Männer, die wollen die Frage so entscheiden, als hätte sie keine Geschichte hinter sich, als gäbe es keine fortwirkenden Ursachen, als wäre sie erst heute vom Himmel gefallen — entscheiden nach einem willkürlichen, abstrakten Schema. Selbstbestimmung der Völker! Was ist das? Selbstbestimmung ist nicht das Gutdünken derer, die gerade heute leben, es ist die innere Konsequenz unendlich vieler vorangegangener Handlungen, die Summierung des Dichtens und Trachtens und Wollens vieler Geschlechter. Zu diesen Wollenden und Handelnden haben aber auch von jeher wir Deutschen gehört. Wir wissen es: in der Morgendämmerung unserer Geschichte saßen wir um die Ostsee herum; in der Wanderzeit haben wir sie geräumt, leise zogen dafür Slawen, Preußen, Letten ein; was die Esten betrifft, so scheint es, daß in ihnen germanische Reste, mit einer größeren finnischen Quote gemischt, sich erhalten haben. Unter den ottonischen Kaisern begann dann unsererseits die Zurückbewegung, und unter den staufischen war die ganze südliche Ostsee wieder unter deutscher Herrschaft. Der livländischen Kolonie war auf dem Abschnitt bis zum finnischen Meerbusen und dem Peipussees die Flankendeckung zugefallen. 700 Jahre lang ist das ihre Aufgabe gewesen — und sie

Ex bibl. univ. T

hat sie erfüllt. Machen wir es uns klar, welchen Dank Deutschland seiner Kolonie für diese Leistung schuldig ist. Sie wurde gegründet in einem höchst kritischen Moment: schon hatten das nordrussische Großfürstentum und die russische Kirche die Hand nach diesen Küsten ausgestreckt. Die deutschen Ordensritter und die deutsche Hanse haben diese Hand zurückgeschlagen. Hätten sie das nicht getan, so wären die Esten, Liven und Letten an die griechisch-orientalische Kirche gefallen und wären ebenso slawifiziert worden, wie das übrige in seiner Urbevölkerung finnische Nordrußland; es wäre hier ein Brückenkopf und Ausfalltor der slawischen Welt entstanden. Daß die Ostsee noch zum Abendland gehört, ist das Verdienst der livländischen Kolonie. Sie hat die Ureinwohner sprachlich nicht germanisiert, aber alles, was die Esten und Letten an Kultur besitzen, trägt deutschen Stempel. Die seit 700 Jahren das Land beherrschende deutsche Kultur — hier liegt die Selbstbestimmung! Der deutschen Kultur blieb auch das Land gerettet — besser als große Teile des preußischen Ordenslandes —, als es von 1560 ab seine staatliche Selbständigkeit verlor. Um sich vor einem erneuten russischen Vorstoß zu retten, warf es sich Polen und Schweden in die Arme, das eine eine halb, das andere eine ganz protestantische Macht. Als Polen wortbrüchig wurde, eine Folge der Gegenreformation, büßte es mit dem Verlust seines livländischen Anteils an Schweden. Polens Stern war seitdem im Sinken: wieder war die Ostsee vor dem Slawentum gerettet. Im 17. Jahrhundert war es ein politischer Gemeinplatz: wer Livland besitzt, hat das *dominium maris baltici*. Dies trieb unter Peter dem Großen Rußland zum drittenmal gegen Livland, und nun erst gelang der Durchbruch. Livland wurde damit russisches Staatsgebiet, aber — ich betonte es schon — nicht russisches Volksgebiet. Livland und Estland waren auch nicht einfach erobert, sondern sie hatten mit dem Zaren einen Pakt geschlossen. Diese papierne Garantie (die übrigens von allen folgenden Zaren neu beschworen wurde bis auf Alexander III., der als der erste die Bestätigung unterließ), sie hätte natürlich nicht viel genutzt ohne die in der inneren Vernunft der Sache liegende Bürgschaft, die darin bestand, daß Rußland in der Wahrung der deutschen Qualitäten seiner baltischen Untertanen seinen eigenen Nutzen erkannte. Nach den unermesslichen Leiden in den eineinhalb Jahrhunderten, in denen das Land der Kriegsschauplatz zwischen Polen, Schweden und Moskowien war, war die Zeit der russischen Herrschaft im ganzen eine glückliche — bis 1881 der Umschwung eintrat. Die Zeit der Russifikation war übrigens mit einer wirtschaftlichen Blüte verbunden, gerade wie auch für das Elsaß die mit der Verwelschung beginnende Epoche eine solche heraufführte. Es darf gesagt werden: die Balten haben sich dadurch nicht bestechen lassen. Sie sahen sehr klar, daß jetzt höhere Güter für sie in Frage gestellt waren. Die Kolonie fühlte sich als absterbend. Eine tiefe Verzweiflung brach herein.

Nun hat sich das Geschick erfüllt — anders: Auf den alten Ordensschlössern in Reval und Narwa, auf den Rathäusern der alten Hansestädte und auf der deutschen Universität Dorpat weht die deutsche Flagge. Ist

es denkbar, daß sie wieder verschwinde? Nicht nach einem willkürlichen Einfall ist sie heute aufgepflanzt worden. Es handelt sich nicht um falsch-historische Romantik, nein, ein Prozeß geht hier zu Ende, der aus der Ganzheit unserer Geschichte begriffen werden muß. Die livländische Kolonie hat 700 Jahre auf Vorposten gestanden; sie hat, vom Mutterlande längst verlassen, sich selbst erhalten, dem Gebote ihres Blutes gehorchend. Jetzt kann sie vor das Mutterland treten und sagen: siehe, hier ist der Platz, den ich bewacht habe, er gehört noch immer dir — wenn du ihn willst.

An diesem Punkte meiner Betrachtung angelangt, sehe ich mich noch einmal auf den Vergleich zwischen Livland und dem Elsaß hingedrängt. Wie wurde vor 50 Jahren das wiedergewonnene Elsaß, und wie wird heute von vielen Deutschen Livland begrüßt! Ein schneidender Gegensatz! Mir liegt nun wirklich nichts ferner, als zu einer reinen Gefühlspolitik aufzufordern zu wollen, wenn ich auch meine, daß die restlose Ausschaltung des Gefühlsfaktors aus der Politik gegen die Natur des Menschen ist. Unbedingt bin ich aber dafür, daß diejenigen, die sich mit Politik befassen wollen, redend oder handelnd, etwas Geschichte und Geographie kennen. Beidemale zeigt sich, ein wie unpolitisches Volk wir sind. Was 1870 die Rückgewinnung des Elsaß volkstümlich machte, war zu einem guten Teil in der Tat Romantik. Und was heute gegenüber dem baltischen Problem so viele in unserem Volk (die berufsmäßigen Politiker mit eingerechnet) unklar oder gleichgültig läßt, ist die Unfähigkeit, aus der Geschichte heraus politisch zu denken, der Wahn, daß Lehrsätze schwerer wiegen könnten als historische Notwendigkeiten. In bezug auf das Elsaß allerdings hat die öffentliche Meinung wenigstens in einem Punkte einen Fortschritt gemacht. Heute weiß jeder letzte in Bayern, Schwaben und am Rhein, was es bedeutet hätte, wenn es bei Beginn des gegenwärtigen Krieges noch in den Händen der Franzosen gewesen wäre. Die Bedeutung des Baltenslandes für Deutschland ist keine andere und geringere, wenn sie auch durch unsere vielhundertjährige binnenländische Einengung unserem Bewußtsein entrückt worden ist. Die Frage ist einfach die: Will das größte der an der Ostsee wohnenden Völker auch die erste Macht an ihr sein oder ist es so bescheiden, dies nicht zu wollen? Unsere Väter vor 700 Jahren wußten, was sie taten, als sie im Rigaischen Meerbusen und an der Küste von Estland sich festsetzten; beachten Sie es wohl: Riga und Reval sind als deutsche Gründungen älter als Königsberg und Danzig. Riga und Reval sind eben das andere Ende des von der holsteinischen Küste ausgehenden Verkehrsweges. Sie sind auch heute noch die notwendige Ergänzung zu Lübeck und Kiel. Die Zeit ist reif geworden, die lange unterbrochen gewesenen Gedanken unserer Väter zu Ende zu denken. Wenn wir es nicht selbst tun, dann tut es ganz sicher ein anderer, und dann wird auch das Ende sehr anders aussehen. Dieser andere, meine Herren, heißt nämlich: England.

Die Ausrottung der Besten

Der Historiker Otto Seeck hat in seiner Geschichte des Untergangs der antiken Welt den Satz aufgestellt, eine Hauptursache desselben sei „die Ausrottung der Besten“ gewesen. Er erläutert dies durch ein Gleichnis: Wenn ein Bauer zu arm sei, sich Saatkorn zu kaufen, lasse er kurz vor der Ernte seine Kinder am Felde entlang gehen und diejenigen Aehren abpflücken, die durch Höhe, Fülle und Gewicht vor den anderen sich auszeichnen. Ihr Korn wird im kommenden Frühjahr für die Aussaat benutzt. Wenn auf diese Weise fortschreitende Veredelung des Getreides erzielt oder doch seiner Entartung vorgebeugt wird, so würde das Gegenteil eintreten, falls man die besten Aehren vernichtete und nur aus den schlechteren Nachwuchs zöge. Bei den Griechen und Römern nun, so fährt Seeck fort, haben die Parteien in der traurigen Tätigkeit sich abgelöst, immer die höchsten Aehren ihres Ackers auszurotten: die Morde des Marius, die Blutbäder des Sulla, die Proskriptionen der Triumvirn, die Majestätsprozesse der Kaiser. Wer kühn genug gewesen war, sich politisch zu exponieren, war fast ausnahmslos zugrunde gegangen: nur die Feiglinge blieben am Leben und aus ihrer Brut gingen die neuen Generationen hervor. Das Altertum endete mit einer tiefen Erschöpfung und Verödung.

Wer könnte sich einer Täuschung darüber hingeben, daß wieder einmal, heute und bei uns, die Ausrottung der Besten, d. h. der für Staat und Gesellschaft Wertvollsten, der geistig Schaffenden und mit geschultem Willen ins Leben Eingreifenden — daß sie in vollem Gange ist? Das ist nicht eine rhetorische Wendung, sondern eine nackte, harte, schwere Tatsache. Die von unserer Regierung und unserer Nationalversammlung unseren Feinden erteilte Blankovollmacht, von unsern Besten — Heerführern, Staatsmännern und Gelehrten — so viel herauszugreifen als sie wollen und sie mit Tod, Verbannung oder Defamierung zu bestrafen, wie sie wollen, ist nur der grell beleuchtete Gipfel: Die Tatsache selbst ist eine ganz umfassende.

Der erste Akt setzte mit dem Kriege ein. Rund eine Million liegt auf dem Schlachtfeld. Es ist ein schwacher Trost, daß ein Volk von 70 Millionen einen solchen Aderlaß ertragen könnte. Mit sicherer Hand hat der Schlachtentod seine Auslese getroffen: nicht die Schwächlinge und Drückeberger, sondern wirklich die Besten. Es ist auch heute so:

Ach Patroklos liegt begraben
Und Thersites kehrt zurück.

Thersites ist Herr und Meister geworden, er hat „sein Sach gemacht und trinkt und lacht“. Zur Bilanz des Krieges wird es gehören, daß man ein Büchlein zusammenstellt mit den Zahlen der Verluste der für unser geistiges und wirtschaftliches Leben wichtigsten Gruppen: aller Arten Hochschulen, Dozenten und Studenten; aller Gymnasien usw., Lehrer und kriegsfreiwillige Schüler; Künstlergenossenschaften und verwandtes; Banken und Großhandels Häuser; nicht zuletzt auch die großen Adelsfamilien.

Bedenken wir weiter: nur in corpore sano wohnt ein sana mens. Mit satanischem Vergnügen haben es die Engländer uns vorgerechnet, mit welcher physischen Verschlechterung die deutsche Rasse auf Jahrzehnte belastet sein wird, dank ihrer Hungerblockade. Dann wird noch die Auswanderung kommen. Und man weiß es von jeher, daß es nicht die Lebensuntüchtigsten sind, die in der Auswanderung ihr Heil suchen.

Aber alle direkten oder indirekten Kriegsverluste bedeuten wenig gegen die Ausrottung der Besten durch die Revolution. Es handelt sich hierbei teils um die automatische eintretenden Folgen, teils um ein sehr bewußtes, planmäßiges Vorgehen. Wir müssen davon ausgehen, daß die demokratische Lehre den Unterschied zwischen Volk und Masse, der doch ein fundamentaler ist, nicht kennt und kennen will. Das Volk hat vier furchtbare Jahre hindurch den Krieg heldenhaft durchgehalten, die Masse hat Deutschland ins Verderben gestürzt. Ein gesundes Volk hat die Tendenz, möglichst viel und möglichst hochstehende Beste hervorzubringen. Die Masse aber ist der Feind der Besten und damit der Feind des Volkes; sie haßt was nicht zur Masse gehört, was sich aus ihr heraushebt und auszeichnet. Sie will wohl geführt sein, weil sie ohne Führer ohnmächtig wäre, aber die Führer müssen so beschaffen sein, daß sie nicht als überlegen empfunden werden. Ein Erzberger wird gern ertragen, ein Bismarck wurde stets gehaßt. Erzberger wird nicht vor das peinliche Gericht der Entente gefordert, womit die Entente offenbar sagen will, daß sie ihn nicht zu den Besten rechnet. Auf der Liste der Verklagten zu stehen, wird die größte Auszeichnung sein, die in diesem Kriege vergeben worden ist. Unsere Regierung, die sie ausliefern will, schafft damit eine neue, höchste Klasse des *pour le mérite*.

Der erste Schlag, das größte je im deutschen Volk verübte Verbrechen, war die Zertrümmerung unseres Heeres, nicht nur des bestehenden, sondern unseres Wehrsystems überhaupt. Eine zweihundertjährige Arbeit in Frieden und Krieg war nötig gewesen, um diese wunderbare und wahrlich sehr beseelte Maschine aufzurichten. Sie ist vollkommen vernichtet. Sie ist vernichtet worden nicht nur zu den Zwecken des Augenblicks, d. i., die Rettung der Revolution, sondern vernichtet werden sollte in ihr die große Erziehungsanstalt der „Besten“: nicht nur die Besten, sondern auch das Beste, die Idee: Würde und Zucht, Selbstverleugnung und Mut und Ehrgefühl. Mit tiefstem Grauen fragt man sich: wie wird die Zukunft der deutschen Jugend aussehen, die nicht mehr durch die Schule des deutschen

Heeres hindurchgegangen ist? deren Erziehung für den Staat allein durch Parteiversammlungen und Zeitungen besorgt wird?

Das umfassendste Mittel zur Ausrottung der Besten ist aber die dauernde Hungerblockade, welche die Revolution über die gebildete Oberschicht verhängt hat. Die Revolution rühmt sich, unblutig zu sein, wie ja auch England uns am liebsten nach der „trockenen Methode“ erledigt hätte. Erzberger, der große Demagoge, wies neulich triumphierend darauf hin: ein Telegraphenarbeiter bezieht heute einen jährlichen Arbeitslohn von 7 650 Mark, also sehr viel mehr als der Besitzer eines Kapitals von 100 000 Mark. Erzberger hätte seine Vergleichung noch weiter ausdehnen sollen: er hätte daran erinnern sollen, daß nur wenige Universitätslehrer diese Gehaltshöhe erreichen, viele weit dahinter zurückbleiben. Und wie verhält sich die Pension eines im Kriege erblindeten oder verkrüppelten Offiziers zu den 9000 Mark Einkommen des Berliner Müllkutschers? Das ist nun das Schicksal unseres ganzen mittleren Beamtenstandes, wie des größten Teiles der Angehörigen der freien Berufe: die vorhandene Generation kann vielleicht noch mit äußerster Anstrengung und Entfagung sich über Wasser halten, — aber was wird aus ihrem Nachwuchs? Darauf wird von denen, die heute die Zukunft machen, geantwortet: um so schneller entsteht „freie Bahn für alle Tüchtigen“. Eine Antwort, aus der nicht nur die ganze sittliche Roheit des Klassenkampfes, sondern auch tiefe Unkenntnis des geistigen Lebens und seiner Bedingungen spricht. Es genügt ganz und gar nicht, was die „Natur“ an geistigen Begabungen austreut. Sie müssen durch Kultur gesteigert werden. Zu solcher Steigerung bedarf es (nur den ganz seltenen Fall des „Genies“ ausgenommen) mehrerer Generationen. Die mittleren Formen der Begabung lassen sich nur durch Vererbung und Erziehung erhöhen, eines sorgfältig vorbereiteten Ackers bedürfen sie. Zerstören wir diese Humusschicht und verschlechtern wir überdies die Aussaat, — dann wird es uns genau so ergehen, wie den antiken Völkern. Nicht die Barbaren haben Rom zu Fall gebracht, Rom fiel durch sich selbst.

Noch ist es bei uns nicht so weit. Der Kampf der Masse gegen das Volk, der niederen Lebensformen gegen die höheren ist nicht beendet. In keinem Kampf entscheidet allein die Zahl. Möge ein Jeder, der zu den Besten wahrhaft gehört haben will, seine Qualität verdreifachen — und wenn er untergehen muß, so untergehen, daß man von ihm sagen wird: dieser noch war ein Deutscher.

Ich weiß es, warum ich diese Zeilen in einer Universitätsstadt geschrieben habe.

Die Zerstörung der Kathedralen Nordfrankreichs

„Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt“, sagte Napoleon; man kann dies Wort auch so variieren: Es ist nur eine schmale Grenze zwischen dem Erhabenen und dem Wahnsinn.

Es liegt Größe darin, wie die heutige Generation der Franzosen sich nicht schont um der folgenden Geschlechter willen, wie sie unendliche Opfer an Gut und Blut darbringt, damit das künftige Frankreich mächtiger und glänzender in der Welt dastehe. Aber es ist kaum etwas anderes als Wahnsinn, wie sie auch ihre geistigen Güter in den Abgrund werfen. Es ist nicht unsere Sorge, zu berechnen, wieviel Zeit und Arbeit nötig sein wird, um die auf dem nordfranzösischen Kriegsschauplatz entstandene Wüste wieder bewohnbar zu machen. Jedenfalls wird es möglich sein, die Fluren wieder anzubauen, die Städte wieder aufzubauen. Unwiederbringlich verloren aber sind die Kunstdenkmäler. Nicht unsere Sache ist es zu untersuchen, wie groß in Wirklichkeit der militärische Gewinn ist, den die Franzosen aus der Selbstvernichtung ihrer kostbarsten Erbschaft zu ziehen glauben. Wohl aber ist es auch für uns ein Schmerz anzusehen, was hier zugrunde geht. Denn auch wir Deutschen haben diese Denkmäler künstlerisch mitgenossen, wissenschaftlich miterforscht.

Die Kampffront zieht sich durch eines der kunstreichsten Gebiete Europas. Je weiter sie sich vorschieben wird, um so größer wird die Zahl der Opfer anwachsen. Nordfrankreich ist die Wiege und das klassische Land der gotischen Kirchenbaukunst. Hier sind die Formeln aufgestellt worden, die nach und nach das ganze Abendland annahm. Es ist hier nicht der Ort, die sehr verwickelte Frage zu erörtern, wie weit die gotische Baukunst ein spezifisches Erzeugnis des „französischen Geistes“ sei. Tatsache ist, daß der größte Teil des heutigen Frankreich ihr ursprünglich fremd gegenüber gestanden hat. Die Gotik ist entstanden auf dem nördlichen Grenzgebiet, wo gallo-romanisches und germanisches Wesen sich begegneten. Sie ist das gemeinschaftliche Werk beider. Am Schluß der romanischen Stilepoche war das Land im Norden von Paris, an der Marne, Oise und Somme unter allen französischen Landschaften das relativ ärmste an Kunst. Aber um die Mitte des zwölften Jahrhunderts begann eine Baubewegung von unvergleichlicher Fülle und schöpferischer Intensität. Im Laufe eines Jahrhunderts wurde der größte Teil aller Kirchen des Landes neugebaut. Und es war ein bevölkertes und reiches Land.

Begreiflicherweise sind die Bauten gerade der ersten gotischen Generation vielfach durch jüngeren Nachwuchs wieder verdrängt worden. Um so wichtiger ist uns alles, was sich aus ihr noch erhalten hat, was uns die werdenden Gedanken enthüllt. Dies gibt der Kathedrale von Noyon (von etwa 1150 bis 1167) ihre besondere Bedeutung: sie ist durch die vollkommene Einheit ihrer stilistischen Erscheinung ein Hauptbeleg der Gotik auf ihrer ersten Stufe. Wenn sie verloren wäre, wie es scheint, oder auch nur stark beschädigt, so wäre das uneretzlich. Wenig jünger ist die Notre-Dame in Châlons-sur-Marne und die Abteikirche St. Remy in Reims. Die letzten Nachrichten aus Reims lauten trostlos: bei der Beschießung von 1914 war St. Remy unberührt geblieben; ob auch noch heute, ist schon zweifelhaft. Zwei der bedeutendsten frühgotischen Kathedralen waren die von Cambrai und Arras; für ihren Untergang haben die Franzosen schon in der Revolution gesorgt, die kommen für sie also heute nicht mehr in Betracht. Die Krone der Frühgotik ist die Kathedrale von Laon. Sie hat für uns Deutsche noch einen besonderen Wert dadurch, daß viele aus Deutschland zugewanderte Bauleute an ihr mitgearbeitet haben, und daß Erinnerungen an sie in mehrere unserer schönsten Bauten der Stauferzeit verwoben sind: die Dome von Magdeburg, Naumburg, Bamberg, Limburg an der Lahn. Ihr Bild hat sich jetzt wieder Tausenden unserer Landsleute fest eingepreßt. Wenn, was wir nicht wissen, die Kampffront bald genug nach Süden vorrückt, dann wird sie gerettet sein — gerettet vor den französischen Bomben. Ein solches Vorrücken bringt aber sofort andere hochwertvolle Gebäude in Gefahr: vor allem die Kirchen von Soissons und Braisne. Auch in dieser Gegend haben in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts viele Deutsche gearbeitet; von dort inspiriert sind die Liebfrauenkirche in Trier und die Elisabethkirche in Marburg. Man vergesse auch nicht, daß es sich gar nicht allein um die Kathedralen und großen Abteikirchen handelt: — an der Oise und Aisne hat beinahe ein jedes Dorf eine frühgotische Kirche von oft kostbarem Wert.

Die Zeit der reifen Gotik ist durch die drei Kathedralen von Chartres, Reims und Amiens vertreten. Nur die erstere ist in gesicherter Lage. Die Kathedrale von Reims ist zwar noch keine Ruine, aber ihre Oberhaut ist zweifellos von Rissen und Schrammen durchsetzt und wieviel von ihrer herrlichen Plastik untergegangen ist, wagt man nur mit angehaltenem Atem zu fragen. Und schon müssen wir für Amiens zittern, das „Parthenon der Gotik“. Ein Gebäude dieser Art bildet keine geschlossene Masse; es ist ein Gerüst aus dünnen Pfeilern, Bögen und Widerlagern, wo alles sich gegenseitig hält und stützt, wo kein Stein ausfallen darf, ohne daß das Gleichgewicht gestört würde. Die Kathedrale von St. Quentin war schon durch den bloßen Luftdruck der platzenden Geschosse aus dem Gleichgewicht gebracht, bis ihr die geschleuderten Sprengmassen den Rest gaben.

Schon vor dem Kriege ging eine laute Klage durch Frankreich, daß die Republik den kirchenbaulichen Nationalschatz schamlos verkommen lasse. In den Jahren nach dem Kriege werden sicher andere Sorgen vordring-

licher sein, als die Wiederherstellung der Kirchen. Und angenommen, es werde geschehen — was wird es sein? Nichts anderes, als wie wenn man für eine abgebrannte Gemäldegalerie Ersatz in Kopien sucht. Zum Schluß die Frage: ist durch Aufmessung, Zeichnung und kunstgeschichtliche Untersuchung dafür gesorgt, daß wenigstens eine gute Kenntnis von diesen für die Anschauung verlorenen, oder mindestens verdorbenen Wunderwerken der Kunst übrig bleiben wird? Auch dies muß verneint werden. Allein von der Kathedrale von Amiens gibt es eine vortreffliche Monographie (von George Durand); die von Reims, Laon, Noyon, Soissons usw. publizierten Aufnahmen sind sämtlich ungenügend. Wie die (in der Revolution zerstörte) Kathedrale von Cambrai ausgesehen hat, würden die Franzosen selbst nicht mehr wissen, wäre nicht ein altes Modell in die Königliche Modellkammer in Berlin (!) gekommen, wonach der französische Architekt Lassus einen Grundriß veröffentlicht hat. Von der gotischen Kathedrale von Arras weiß man gar nichts mehr.

Wir sollten es unter unserer Würde halten, über die Schuldfrage noch viel Worte zu verlieren. Die Geschichte läßt sich auf die Dauer nicht verfälschen.

Politisch unbegabt?

Bemerkungen eines im Ausland aufgewachsenen Deutschen

Im Urteil über uns selbst ist heute eine große Mehrheit von uns bei der Ueberzeugung angelangt, daß die Deutschen erwiesenermaßen und in unheilbarer Weise ein politisch unbegabtes Volk seien; woraus die Folgerung gezogen wird, wir sollten von nun ab und endgültig uns von der Politik zurückziehen. Gemeint ist damit allerdings nur die eine Richtung der Politik, die äußere, während dieselben Ratgeber um so fester an unsere Fähigkeit glauben, den deutschen Staat im Innern in Weisheit und Schönheit zu ordnen; dies sei unsere wahre politische Mission und durch das Vorbild, das wir hierin den Völkern geben würden, werde wirklich noch einmal das wohlklingende Keimwort „am deutschen Wesen — die Welt genesen“ Wahrheit werden. Auf den zweiten Teil der Behauptung will ich nicht weiter eingehen; er ist so sehr Glaube an etwas Unsichtbares, daß sich darüber nicht reden läßt. Dagegen wird der erste Teil, der Satz von dem allgemeinen und dauernden Nichtberuf der Deutschen zur Politik (se. äußeren), bevor er angenommen wird, noch der Prüfung bedürfen.

Das deutsche Volk ist nicht von durchaus gleichartiger Struktur; seine Teile haben in einer beispiellos zersplitterten Geschichte sehr verschiedene Schicksale durchlebt und Einflüsse erfahren; es wird angesichts dessen mißlich stehen mit der Annahme, daß die Nation in ihrer ganzen Ausdehnung an bestimmten Eigenschaften den gleichen Anteil habe. Daß sich Nord und Süd, genauer Nordost und Südwest, zu einander verhalten wie komplementäre Farben, ist uns sehr bewußt. Sollten sie nun im Punkte der politischen Begabung, vielmehr Nichtbegabung, nicht ungleich geartet sein? Es ist nicht nötig, auf lange Jahrhunderte zurückzugehen, das letztvergangene gibt genügend Auskunft. Von wo ist der Wille ausgegangen, Deutschland von der napoleonischen Fremdherrschaft zu befreien? Vom Nordosten. Von wo aus ist es fünfzig Jahre später geeinigt worden? Vom Nordosten. Welchem Teil hat in den kritischen letzten Jahren die Mehrzahl der leitenden Männer angehört? doch wohl dem Südwesten. Von Bethmann-Hollweg sagte bei seinem Amtsantritt der geistreiche Generalfeldmarschall Graf Schlieffen: „Wie kann ein Mann aus Frankfurt etwas von Preußen verstehen?“ Und dies Witzwort ist fürchterlich wahr geworden. Immer weiter ging das preussische Element zurück, bis es aus der

Oktoberregierung so gut wie verschwunden war: Prinz Max — aus Baden; Vizekanzler Payer — aus Tübingen; Reichsminister Haußmann — aus Stuttgart; Reichstagspräsident Fehrenbach — aus Freiburg; Führer des Zentrums an Stelle Spahns — der Schwabe Gröber; Ludendorffs Nachfolger — der württembergische General Gröner, der an der Abdankung des Kaisers und der Auflösung der Armee einen so verhängnisvollen Anteil hat („Sahnereid und Kriegsherr sind bloß eine Idee“); Reichspräsident Ebert, der ehemalige Sattlergeselle — aus Heidelberg. Endlich der, der alle anderen am Seil geführt hat: Erzberger, sicher unter allen Schwaben, die je in der politischen Geschichte Deutschlands eine Rolle gespielt haben, seit den Hohenstaufen der einflussreichste. Unter den unser Schicksal bestimmenden Männern war ein einziger Preuße übrig geblieben und der hieß Hindenburg.

Es ist nun so: die Führung in den deutschen Geschicken, die von Friedrich dem Großen über die Befreiungskriege bis auf Bismarck bei Preußen lag, ist 1918 (eigentlich schon 1917) auf den Südwesten übergegangen. Was das erste eingetragen hat, wissen wir, was das zweite — wissen wir nun wohl auch. Ich will die Männer, die uns in den Abgrund geführt haben, nicht auf ihre individuellen Fähigkeiten untersuchen.

Unter politischer Begabung verstehe ich nicht ein Spezialtalent für diplomatische und parlamentarische Technik. Politisch begabt in allen seinen Durchschnittsmenschen ist ein Volk, das ein tiefes und sicheres Wissen davon besitzt, daß das Dasein eines jeden einzelnen in das des Staates unlöslich eingewurzelt ist; woraus dann instinktiv die Lust zum Handeln folgt, wenn es das Wohl des Staates zu heben, ein leidenschaftlicher Wille, wenn es ihn zu verteidigen gilt. Eine Begabung dieser Art ist keinem Volk schon fertig in die Wiege gelegt und keinem für immer versagt: sie entsteht in der Geschichte, entsteht durch Übung, Erinnerung und Vererbung vieler Geschlechter und wenn sie da ist, als Gemeingut, können schon mittelmäßige Geister große Erfolge erzielen. Unter den englischen Staatsmännern, die den ungeheuren Aufstieg der letzten hundert Jahre geleitet haben, war kein einziges Genie; aber allerdings hätte man in England einen Bethmann-Hollweg keine drei Monate am Ruder gelassen. Wir sind in diesem Kriege unterlegen, nicht weil wir das dümmste unter den Völkern waren, sondern weil wir das politisch willenschwächste sind. Sind wir dieses schon zu allen Zeiten gewesen? Keineswegs. Das Volk, aus dem die Kaiserpolitik von den Ottonen bis zu den Staufern hervorging — gleichviel ob das Ziel richtig oder falsch gesetzt war — besaß politischen Willen, stärkeren als damals irgendein anderes Volk in Europa. Es besaß davon einen immer noch beträchtlichen Rest, als es den Osten kolonisierte, als der Ordensstaat in Preußen und Livland gegründet wurde, als die Hansa ihre Handelsmacht durch Kriegsmacht schützte. Innerdeutschland lebte — ein Danaergeschenk seiner Geschichte — noch geraume Zeit in unangefochtenen Grenzen. Das primitivste Argument für die Notwendigkeit des Staates ging verloren. Was noch an politischer Leidenschaft übrig

blieb, ging den falschen Weg, es warf sich auf die innere Sehde. Als ein hervorragender Franzose zu Anfang des Krieges eine (natürlich nicht schmeichelhafte) Analyse des deutschen Charakters gab, rief er zum Schluß verachtungsvoll aus: und nicht einmal zu hassen verstehen diese Deutschen! Das ist wahr. Aber nur zur Hälfte. Der Deutsche kann hassen und haßt viel; aber nur den eigenen Landsmann, nicht den, der ihm im Wege steht, sondern den, der anderer Meinung ist, den religiösen und innerpolitischen Parteigegner. Der Nordostdeutsche kennt auch Volksfeinde, der Südwestdeutsche nicht. Die Vorfahren der Männer des Südwestens, die in der jüngsten Entwicklung den Ton angaben, stammen aus einer Umwelt ohne staatliche Erlebnisse. Sie haben keine Erinnerungen an Leiden des Staates. Sie haben im 17. und 18. Jahrhundert wohl oft genug die Franzosen im Land gehabt, aber sie haben in diesen Kriegen nie mitgehandelt, waren immer nur Objekt und ihre Leiden waren reine Privatleiden. Die Reichsstadt Biberach, die Abtei Weingarten, das war Jahrhunderte lang für sie der Staat; das Herzogtum Karl Eugens von Württemberg schon ein Großstaat. Was ist denn die berühmte politische Erbweisheit des Engländer's anderes als angesammelte Erfahrung in Ausübung der Macht? Und wie kann im deutschen Südwesten etwas anderes zu Hause sein, als Unwissenheit vom Wesen des Staats? Man las Bücher über ihn und schrieb Bücher über ihn — am eigenen Leibe erfahren hatte man ihn nicht, bis man zum erstenmal im Rheinbund Bekanntschaft mit ihm machte. Das nun folgende „politische“ Leben begann mit der Zerstörung des historisch Gewordenen und mit schülerstolzer Kopierung eines fremden, des westlichen Schemas. Das ungeschriebene elementare Grundgesetz der großen westlichen Staatsvölker aber blieb unbekannt: daß es keine Freiheit des Einzelmenschen gibt außer in einem freien, sich selbst gehörenden Staat. Hätte das deutsche freiheitliebende Bürgertum das gewußt, so hätte die Revolution, die uns dem Feinde ausgeliefert hat, niemals siegen können.

Uns schien, daß wir seit 1870 politisch gelernt hätten. Es ist nicht tief gegangen. Und unterdessen, das größte Unglück, hat sich der preußische Kern zu schnell in Deutschland aufgelöst. Germania war in den Sattel gesetzt, aber sie hat nicht reiten gelernt. Und noch ein anderes Wort Bismarck's hat heute einen schrecklichen Klang bekommen: „Ich möchte zwanzig Jahre nach meinem Tode aufstehen aus meinem Sarge, um nachzusehen, ob Deutschland in der Welt mit Ehren bestanden hat.“ In Ehren bestanden, in höchsten und für die Ewigkeit unvergesslichen Ehren hat allein das Heer — die einzige Einrichtung, in der die preußische Tradition ungetrübt fortgelebt hat.

Solange ein Volk noch lebt, steht auch sein Charakter noch im Fluß des Werdens. Es kann eine im Lauf der Geschichte aus Nahrungsmangel verkümmerte Eigenschaft — ich sage nur: sie kann — im weiteren Verlauf bei veränderter Konstellation wieder in die Höhe gebildet werden. Es sind doch erst hundert Jahre vergangen, seit wir den ersten Anlauf nahmen, wieder ein politisch denkendes und wollendes Volk zu werden. Wie es sich

gezeigt hat, ist die Zeit zu kurz gewesen, um unsere Erziehung nennenswert vorwärts zu bringen. Dürfen wir nun, nachdem uns die Jahre des Glücks offenbar schlecht bekommen sind, von der Schule des Unglücks Besseres erwarten? Die Schule hat wahrlich reichlich das Ihrige getan. Nun kommt es auf den Schüler an.

Streiflichter auf die Zukunft der deutschen Kultur

Einem alten Mann, einem der natürlichen Lebensgrenze sich nähernden, liegt das Erlebnis der letzten Jahre aus einem bestimmten Grunde schwerer auf dem Gemüt, als jedem Jüngeren: er weiß, daß er den Zuschauertraum wird verlassen müssen in tiefer Unwissenheit über den weiteren Verlauf des Schauspiels. Was hat dies alles bedeuten sollen? wo geht es hinaus? Ich werde auf diese Frage die Antwort der Geschichte niemals hören. Und doch, so ist nun einmal der Mensch: er hört nicht auf zu fragen bis zum letzten Augenblick.

Im Kriege standen sich Zivilisation und Kultur gegenüber. Ob diese vielumstrittenen Namen gut gewählt seien oder nicht, einerlei, der sachliche Gegensatz, den sie bezeichnen sollen, muß nachgerade klar geworden sein. Im Namen der Zivilisation wurde das gefordert, was der Friedensvertrag in Paragraphen gebracht hat, und die deutsche Kultur war es, die wir haben verteidigen wollen. Der Riß ging auch durch die Seele der Neutralen. Wer die Zivilisation als die höchste dem menschlichen Dasein bestimmte Form verehrte, nahm Partei für unsere Feinde, — wer sich in Kulturgemeinschaft mit uns fühlte, der wünschte, daß Deutschland nicht untergehe. Der Riß ging aber auch durch unser eigenes Volk. Daher die Menge derer, die sich durch die pfiffige Unterscheidung von „Potsdam“ und „Weimar“ ködern ließen und dem Wahn sich ergaben, als ob wir Weimar uns erhalten könnten, wenn wir Potsdam ans Messer lieferten. Die so dachten und denken, haben Weimar niemals begriffen. Potsdam wäre nie zu bezwingen gewesen, wäre nicht schon vorher Weimar im tiefsten durchgiftet und verfälscht worden. Unsere Feinde haben es gewußt. Ja, ihr gilt es am meisten, der verhöhnten, tödlich gehaßten und noch immer gefürchteten deutschen „culture“. Ecrasez l'infâme!

Das ist der eine Mühlstein. Der andere ist die Revolution, welche zwar noch nicht im klaren über sich selbst ist, nicht weiß, ob sie lieber dem Amerikanismus, oder lieber dem Bolschewismus zusteuern soll; auf jeden Fall soll das alte Deutschland vernichtet sein, nicht nur seine äußere Daseinsform, vor allem der Geist, der diese Form gebaut hat; es gibt keinen einzigen bisher uns ehrwürdigen und liebenswerten Namen in unserer langen Geschichte, die das Deutschland der Revolution zu Paten anrufen könnte, ohne zu lügen. Die Paten sind denn auch allein im Ausland gesucht worden.

In einem Propagandavortrag, den er im ersten Kriegsjahr in Norwegen hielt, bat Friedrich Naumann förmlich um Entschuldigung für Deutschland, daß es noch nicht gleich den großen Staatsvölkern des Westens seine große Revolution gehabt habe. Diesem Mangel ist nun abgeholfen. Aber die Ähnlichkeit mit den Westvölkern ist dadurch nicht größer geworden. Die englische wie die französische Revolution waren der Anfang zu einer großen Machtentfaltung, ihre Söhne und Erben hießen Cromwell und Napoleon. Die deutsche Revolution von 1918 braucht sich nicht zu fürchten, daß sie solche Söhne gebären könnte! Dafür verspricht sie, wenn wir erst von Machtgelüsten ganz geheilt sind, eine herrliche Kulturblüte. Heilung von Machtgelüsten — das übrige macht sich von selbst.

Man braucht dieser Botschaft nicht zu glauben und könnte noch immer leidlich optimistisch bleiben. Eine Kultur läßt sich nicht zerstören von heute auf morgen. Ganz recht. Aber ein Volk will länger leben als bloß heute und morgen. Und eine Kultur läßt sich nicht einbalsamieren. Sie lebt nur insofern sie wächst.

Ich will nur für ein einziges Gebiet die Zukunftsaussichten prüfen, für die Wissenschaft. Ihre Stärke im letzten Menschenalter beruhte auf Organisation. Andere Zeiten haben mehr geniale Köpfe besessen, hier waren viele gut geschulte mittlern Maßes durch geschickte Zusammensetzung nützlich gemacht. So konnten Aufgaben durchgeführt werden, die für den einzelnen, auch den hochbegabten, unbezwingbar sind. Voraussetzung war Mithilfe des Staates und angemessene Organisation der Gesellschaft. Ein paar Beispiele genügen schon. Die Monumenta Germaniae, der Deutsche Verein für Kunstwissenschaft, die staatlichen Denkmälerinventarisierungen, die zahlreichen, mit großen Mitteln arbeitenden naturwissenschaftlichen und technischen Forschungsanstalten, die archäologischen Institute in Rom und Athen, das zoologische in Neapel, die Ausgrabungen alter Kunst in so manchem fremden Lande, die Forschungsreisen verschiedensten Zweckes — um diese alle wieder in Gang zu bringen, bedarf es des Geldes von einer und mehr noch des Wohlwollens von der andern Seite. Schwer zu sagen, welches von beiden in Zukunft rarer sein wird. Italien wird uns noch am ehesten zulassen — zulassen; aber niemals wird dies alte Land einer den Italienern selbst nie verständlich gewesenen Sehnsucht uns wieder das werden, was es war. Gänzlich verschlossen, für unabsehbar lange Zeit, wird uns Frankreich sein. Wenn wiederholt während des Krieges, zuletzt noch im September 1918, die gelehrten Körperschaften der Ententeländer es sich zugeschworen haben, die deutsche Wissenschaft als verfeimt und ausgestoßen zu behandeln, so ist das um nichts weniger ernst zu nehmen, als die gemeinschaftlichen Beschlüsse gegen unsern Handel und unsere Industrie. Selbst die Bücher und Zeitschriften des Auslandes werden uns nur spärlich zu Gesicht kommen — sie werden zu teuer für uns sein. Das klare Fazit ist: wie wir unsere Kolonien und unsern Auslandhandel verloren haben, so sind uns auch ganze Provinzen unseres wissenschaftlichen Reiches genommen und sind wir von ganzen Gattungen wissenschaftlichen Rohstoffes

abgeschnitten. Umgekehrt wird das Ausland von den Ergebnissen der deutschen Wissenschaft nur soweit Notiz nehmen, als es einen besonderen Nutzen sich davon verspricht (Patentraub u. dgl.); in den meisten Fällen wird ihm das Totschweigen als das nützlichste erscheinen. Vergessen wir es doch nicht: wir sind auch mit geistigen Waffen bekriegt und besiegt worden; unsere Feinde werden gar nicht daran denken, sie aus der Hand zu legen. Monopolisierung der eigenen Geisteswerte, Verlästerung und Abstoßung der unseren wird der Dauerzustand werden. Wozu hat man den Völkerbund?

Wissenschaftliche Autarkie ist ein stolzes Wort, das einzige, das uns noch aufrechterhalten kann. Aber Stolz verbürgt nicht ohne weiteres Stärke. In einem Staat, der seine Souveränität aufgegeben hat, ist auch die Wissenschaft nicht mehr frei. Auch über unsern wissenschaftlichen Anstalten schwebt das Damoklesschwert. Gesezt den Fall, das deutsche Volk (dessen heutiger Zustand bekannt ist) werde morgen von einem leidenschaftlichen Idealismus ergriffen sein und keine Entbehrungen und Opfer scheuen, um uns in geistigem Wettbewerb mit den Andern zu halten: — nichts schützt uns davor, daß nicht eines Tages unsere oberste Regierung, die Commission de réparation, uns sagt: Dieser Ueberfluß an Universitäten, Akademien, Bibliotheken und Museen ist eine nicht zu gestattende Verschwendung; der Aufwand muß verringert werden, und was eingespart wird, gehört uns. Auch wenn wir von diesem Schlimmsten verschont bleiben, ist die Lage dauernd prekär. Unsere Bibliotheken können bei nominell unverändertem Etat noch nicht die Hälfte ihrer früheren Anschaffungen sich gestatten und die zur Zeit rapide Abwanderung unseres Kunstbesitzes wird mit aller Energie (von der vorläufig noch nichts zu bemerken ist) nur eingeschränkt, nie ganz verhindert werden.

Soviel von dem, was die deutsche Kultur direkt und indirekt von unseren Feinden zu erwarten hat. Was steht ihr von uns selbst bevor? Ich sagte es schon: Kultur ist nicht ein Besitz, sie ist ein Schaffen. Können wir mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß unsere Schaffenskraft unverändert bleiben wird? Von dem augenblicklichen Zustand der Ermüdung sehe ich ab. Die düsterste Perspektive liegt in der wirtschaftlichen Lage derjenigen Gesellschaftsschicht, die bisher für die Nation die „Kopfarbeit“ befragt hat. Schon vor dem Kriege lebte sie — vereinzelte Fälle von hohem Einkommen abgerechnet — nur durch Zuhufe, d. h. die Kosten der Vorbereitung bis zu der spät erreichten wirtschaftlichen Selbständigkeit waren rechnerisch ein das Aktivum des beruflichen Einkommens schwer belastendes Passivum. Jetzt hat diese Schicht unter dem sozialen Umsturz und der Verwüstung des wirtschaftlichen Lebens schwerer zu leiden als irgendeine andere. Sie steht vor dem Untergang. Und das bedeutet für unser geistiges Leben einen ungeheueren Verlust an Tradition.

Die zur Zeit im Besitz der Macht befindlichen drei demokratischen Parteien sehen dieser Entwicklung mit Gelassenheit entgegen, ja, sie wünschen sie noch zu beschleunigen. Dies soll durch eine zweckentsprechende Umgestaltung

unseres Unterrichtsystems bewirkt werden. Eine Erziehungsanstalt ersten Ranges war unser Heer. Es belehrte das Volk, wie Unterordnung und Ehrgefühl zu vereinigen sind. Das Heer ist zerstört. Nun kommt die Schule an die Reihe. Der erste Schlag ist geführt durch die im freien Volksstaat Preußen ergangene Verordnung, wonach alle Volksschullehrer ohne Reiseprüfung am Universitätsunterricht teilnehmen dürfen. Augenscheinlich soll dies nicht als Ausnahme für besonders Begabte (denen ja schon vorher durch Dispens die Universität offen stand) gelten, sondern eine sehr große Zahl, im Ideal alle, Volksschullehrer sollen auf die Universität geleitet werden. Es wird dann an den meisten Universitäten mehr als die Hälfte, an einigen bis zu drei Vierteln aller Zuhörer in der Philosophischen Fakultät aus Volksschullehrern bestehen. Die Folgen sind leicht zu erkennen. Die eine wird die Forderung der Volksschullehrer sein, daß die Universität sich ihnen anpasse, die andere, daß die vom Gymnasium Kommenden sich vernachlässigt sehen. Selbstverständlich wird es unter den Volksschullehrern manche gute Köpfe geben, die auch ohne systematische Vorbereitung aus dem Besuch der Universität für ihre persönliche Bildung Nutzen ziehen können. Mehr als zweifelhaft ist aber, ob das auch ein Nutzen für die Schule sein wird. Je tiefer einer in die Gedankenwelt und die Lehrmethoden der Universität eindringt, um so weiter entfremdet er sich der eigenen Welt. Wäre dem nicht so, so müßte ja ein guter Hochschullehrer der beste aller Volksschullehrer sein — was ein offener Unsinn ist. Der Beruf der Volksschullehrer ist wichtig und schön genug, man entstelle ihn nicht durch einen Aufputz von Halbbildung. Ich habe vor ihrer bisherigen Leistung die größte Achtung, sie kann dadurch nicht erhöht werden, daß man ihnen den Dokortitel verleiht. Aber es ist ja vollkommen durchsichtig: die ganze Maßregel ist politisch, nicht pädagogisch gedacht. Sie ist auch nur Teil eines weitgespannten Planes. Gegen die Grundlagen unserer Kultur geht es.

Die Demokratie kennt nicht das Organische, kennt darum auch nicht das Volk als ein Ganzes, sie kennt nur die mechanische Summierung der gerade heute lebenden Einzelwesen. Sie ist geschichtsfeindlich. Ahnen in jedem Sinn sind ihr verhaßt. Die Antike und das Christentum müssen aus dem Gesichtskreis unserer Jugend verschwinden, die beiden größten Ahnen unserer Kultur. Mögen sich ein paar gelehrte Spezialisten mit ihnen beschäftigen, lebendige Kräfte sollen sie nicht mehr sein. Ob man dann zum Exempel noch Goethe und Bach wird verstehen können, macht keine Sorgen. Weg mit jedem Adel, auch dem geistigen! Nun werden hier die bequemen Leute sagen: Nur ruhig Blut, so schlimm wird's nicht kommen. Dasselbe sagten dieselben zu den von unseren Feinden vier Jahre lang vorausverkündeten Friedensbedingungen. Die Herrschaft des Staates über den Unterricht kann erträglich sein in einer Monarchie, in einer auf Majoritäten gegründeten Demokratie wird sie zu einer furchtbaren Bedrohung der geistigen Freiheit. Denn das ist ja das heute schon nicht mehr verhüllte Ziel: Wie unsere geistige Oberschicht wirtschaftlich dem Untergang zuge-

führt werden soll, so soll auch ihre geistige Lebenslust zerstört werden.

La démocratie c'est l'envie. Es war nicht ein Reaktionär, sondern ein großer Sozialist, Proudhon, der dies unerschöpflich wahre Wort gesprochen hat. Es gibt ja auch eine deutsche Demokratie, die etwas anderes bedeutet, die in Ludwig Uhland ihr Vorbild verehrte und auch heute noch, zumal in Süddeutschland, weiterlebt. Aber die heute bei uns herrschende, die bürgerliche wie die sozialistische, ist undeutsch in Kern und Schale. Alle ihre Gedanken, alle ihre Methoden sind westlicher Abklatsch. Es fragt sich nur noch, wer an diesem inneren Widerspruch eher zugrunde gehen wird: die Demokratie oder das Deutschtum. Wenn die Nationalversammlung von 1919 die geistige Höhenlage angibt, auf der sich die künftige deutsche Kultur bewegen wird, so werden unsere Feinde, die uns zum Uebergang zur Demokratie rieten, tief befriedigt sein — unsere Feinde, von denen ich noch einmal sage, daß sie „Weimar“ ebenso gründlich hassen wie „Potsdam“.

Die deutsche Kultur steht heute in einer schwereren Krisis als je eine war. Sie war schon vor dem Kriege da und die tiefste Ursache, weshalb wir den Krieg verloren haben. Auf den Zusammenbruch von 1806 konnte schnell die Erhebung folgen, weil der deutsche Idealismus und der preussische Geist noch aufrecht standen. Ueber gleichwertige Mächte verfügen wir heute nicht. Ueber die neuen Formen, die gefunden werden müssen, läßt sich nur voraussagen, was sie nicht sein dürfen. Unsere schon eingetretene Verarmung an dinglichen Gütern wäre ein Nichts gegen die Verarmung, die kommen müßte, wenn wir auch noch unsere geistige und sittliche Erbschaft, das in einer tausendjährigen Geschichte Erarbeitete, uns verloren gehen ließen. In der Naturanlage des deutschen Volkes liegt es ja, daß sich seine Kraft in den Spitzen sammelt. In der mittleren und unteren Schicht sind die romanischen Völker dem unseren an Fähigkeiten sehr überlegen; nur unseren großen Männern verdanken wir es, daß wir unter den Völkern einen Rang einnehmen. Die Masse war immer hilflos. Heute hat sie alle deutsche Tradition und alle deutschen Instinkte eingebüßt, sie schwankt zwischen östlichen und westlichen Idealen, eigene hat sie nicht. Rettung kann nur von den Wenigen kommen, die von jeher allein der Masse Licht und Wärme brachten. Haben wir noch die Kraft, diese notwendigen Wenigen hervorzubringen? Daran wird sich zeigen, ob wir noch ein junges oder schon ein verbrauchtes Volk sind.

Vom Deutschtum der Elsässer

Am 9. Dezember 1918, dem Tage seines triumphalen Einzugs in Straßburg, begann Raymond Poincaré seine Rede auf dem Rathaus mit dem schmetternden Ruf: „Le plebiscite est fait!“ Und dann, zu den anwesenden Generälen und Diplomaten der Alliierten gewandt: „Das Elsaß hat sich unter Freudentränen der wiedergefundenen Mutter an die Brust geworfen. Unsere Verbündeten sind nun überzeugt. Sie haben gesehen! sie haben gehört! Sie haben es selber feststellen können, daß das Elsaß ebenso französisch ist wie die Bretagne, die Provence oder die Touraine. . . . Deutschland hat in Archiven gewühlt und Worte zerklaut, um für die Verwandtschaft mit euch die falschen Beweise zu finden. Es hat in genügender Menge servile Skribenten gefunden, um die Geschichte auf die Knie zu zwingen und einem schamlosen Paradoxon eine wissenschaftliche Maske zu geben. In der Zeit vor dem Westfälischen Frieden hat das Elsaß durch ein nominelles Band dem germanischen Kaisertum angeschlossen werden können. Sein Herz hat zu allen Zeiten immer nur für Frankreich geschlagen. Die einzige Nation, der das Elsaß jemals angehört hat, ist die unserige. . . . Diese angemaskte Herrschaft ist ebenso hinfällig gewesen wie die ehernen Denkmäler der Tyrannen, die jetzt zerschlagen am Boden liegen.“ (Anspielung auf die Umstürzung des Denkmals Kaiser Wilhelms I., dessen Kopf durch den Straßentot geschleift und vor dem Kleberdenkmal niedergelegt worden war.)

Als Poincaré seine Rede geendet hatte, winkte er einem ihm gegenüber aufgestellten Mädchen in Elsässer Tracht. „Wie heißen Sie?“ — „Lisel.“ — „Ah, Liselle! Quel nom gracieux! Wissen Sie, Liselle, daß ich Sie die ganze Zeit angesehen habe mit dem immer lebhafter werdenden Wunsch, Sie zu küssen?“ Und tat es. Darauf ergriff sein Gefolge, Minister und alte Senatoren, die andern Mädchen und küßte die ganze Reihe ab. Der offiziöse Zeitungsbericht sagt begeistert: „Il faut avoir vu ça, pour le croire.“ . . . Wir haben es uns längst abgewöhnt, über irgendeine Lüge unserer Feinde, wäre sie auch noch so plump und grotesk, uns aufzuregen. Sie war für Wilson und Konsorten bestimmt, und es gibt ja auch Deutsche, die daran glauben. Die Franzosen tun es schon lange nicht mehr, sie sagen den Elsässern offen ins Gesicht: ihr seid doch nur Boches. Aber täuschen wir uns nicht: die elsässische Geschichte wird in Zukunft so gelehrt werden, wie der Akademiker Poincaré und schon vor ihm einige andere

französische Gelehrte es ankündeten. Der Sieger kann alles. Er gebietet nicht nur über die Stunde, er kann auch die Vergangenheit umdrehen, wie es ihm gefällt. —

Poincarés Redefigur von der wiedergefundenen Mutter ist ja nur die Parodie eines Bildes, das 1870/71 unsere Vorstellung beherrschte. Am Endpunkte der via triumphalis, durch die im Juni 1871 unsere Truppen in Berlin einzogen, stand Siemerings schöne Kolossalgruppe der Germania, welche die Kinder Elfaß und Lothringen sanft an sich zog. So weit ging damals unsere Illusion nicht, daß wir glaubten, die Wiedergewonnenen würden uns mit Freudentränen um den Hals fallen. Aber wir erwarteten doch bestimmt, die Natur werde bald ihr Recht sich schaffen, die Stimme des Blutes müsse erwachen. Heute wissen wir es anders. Es wird nun an uns sein, zu prüfen, was es mit dem Deutschtum des Elfaß wirklich auf sich hat.

Anthropologisch ist die Frage absolut klar. Die Elsäßer sind ein Grenzvolk, kein Mischvolk. Es wird wenige Grenzvölker geben, die so wenig fremdes Blut aufgenommen haben. Ebenso steht es mit der Sprachenfrage. Die französische Einwanderung in der Zeit der französischen Herrschaft ging nur nach den Städten und war ganz gering im Vergleich mit dem ständigen und reichlichen Zufluß aus der Pfalz und vom rechten Rheinufer. Der Herr Maire Ungemach, vorher deutscher Armeelieferant, der in seiner Antwort auf die Rede Poincarés so beweglich von seinem siebenundvierzigjährigen Martyrium sprach, ist ein geborener Pfälzer; sein Nachfolger Peirottes, der es vorher mit der Sozialdemokratie gehalten hatte, ist ein Levantiner; von den Hauptführern der Nationalisten war Blumenthal der Sohn eines Juden aus Lodz, Wetterle und Bucher Nachkommen eingewanderter Schwaben. Wenn man unter den echten Elsäßern lebte, konnte man nicht im geringsten in Zweifel sein, daß sie in ihrem Blut, ihrer Sprache, im Unbewußten und Naturhaften ihres Seelenlebens rein deutsch waren.

Alein damit ist noch nicht alles entschieden. Die Nationalität wird nicht bloß durch objektive, auch durch subjektive Momente begründet. Inwieweit deckt sich mit der Nationalität das Nationalbewußtsein? Ein jedes Volk verändert seinen Charakter im Fluß der Geschichte. Hier nun zeigt es sich, ein vielleicht unerwartetes Ergebnis, aber von durchgreifender Bedeutung; daß die Veränderung im Stammland in Großdeutschland durchgreifender gewesen ist als in dem abgetrennten Zweige. Bis zur französischen Revolution sah es im Elfaß genau so aus wie im übrigen Süddeutschland, mit dem einzigen Unterschied, daß der oberste Lehnsherr der Kleinfürstentümer, Abteien und Reichsstädte jetzt in Paris und nicht mehr in Wien saß. Handel und Wandel behielten ihre Richtung nach Deutschland; die während der Revolution verfügte Verlegung der Zollgrenze von den Vogesen an den Rhein erregte schwere Besorgnis; der Adel nahm häufiger in Deutschland Kriegsdienste als in Frankreich; die Universität war deutsch, mehrere ihrer Fierden waren von überrheinischer Herkunft, wie umgekehrt ein Elsäßer,

Spener, der Begründer des für das deutsche Geistesleben so wichtigen Pietismus wurde — ich will das hundertmal Gesagte nicht wiederholen. Frankreich seinerseits betrachtete das Elsaß nur als militärisches Ausfallstor und als Steuerprovinz. Poincarés Behauptung vom Urfranzosentum wäre am Hofe Ludwigs XIV. und XV. mit hellem Gelächter beantwortet worden. Diese anderthalb Jahrhunderte von 1648 bis 1798, in denen die Elsässer nicht Franzosen und nicht Deutsche, sondern nur Elsässer waren, begründeten den engen, zähen, muffigen Partikularismus, der seitdem ihre Grundstimmung geblieben ist. Nicht ihre Nationalität, wohl aber ihr Nationalbewußtsein war ihnen verlorengegangen und damit auch das Gefühl für die Abnormität ihres politischen Zustandes. Die französische Revolution in ihrem abstrakten Gleichheitsfanatismus hat es zwar unternommen, die Elsässer in Franzosen zu transsubstanziieren. Es gelang ihnen nur mit dem kleinen Bruchteil, der sich nun die Bourgeoisie nannte. Die große Masse wollte bleiben, wie sie war, und hat denn auch ihre Eigenart, vor allem ihre Sprache, zäh und störrisch verteidigt, noch unter Napoleon III. Ein leichter Firnis von französischer Zivilisation kam nicht in Betracht gegenüber der unverändert bleibenden Grundsubstanz. Das einzige von Wichtigkeit, was sie aus der französischen Denkweise übernahmen, war die Ehrfurcht vor dem Besitz. In demokratischer Verkleidung blieb das elsässische Volk konservativ — während wir Deutsche unter monarchischer Form die größten inneren und äußeren Veränderungen durchgemacht haben. Konservativ, das hieß in diesem Fall deutsch. Freilich mit der Einschränkung, daß sie ihr Deutschtum nur als Exponenten ihres Elsässertums ansahen, nicht als etwas, worauf sich irgendwie der Wunsch eines Zusammenhanges mit Deutschland gegründet hätte. So fanden wir die Elsässer 1870 vor, als ein vom großen Strome getrenntes, stagnierendes Altwasser, in ihrer Lebensstimmung beinahe noch Menschen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Wir haben damals vieles, was uns fremdartig anmutete, irrtümlich für französisch gehalten, was in Wahrheit nichts anderes war als ein altmodisches, verstaubtes, unbewegliches Deutschtum. Der Widerstand, den wir vorfanden, ging lediglich — immer die Bourgeoisie ausgenommen — vom alten deutschen Partikulargeist aus. Was die Elsässer gegen die neue Ordnung zu verteidigen trachteten, war dasselbe, was sie sich von den Franzosen nicht hatten nehmen lassen, das ungestörte Weiterleben in ihrer gewohnten Art. Ihr tiefster Wunsch war nicht: zurück zu Frankreich, sondern: „Schwobe nüs.“ Es war eine im Grunde unpolitische Opposition, sehr ähnlich begründet und kaum tiefer gehend, wie nach 1815 in der preussischen Rheinprovinz. Und wie dort wäre sie langsam aber sicher erloschen, wäre nicht von zwei Stellen aus die Wunde geflissentlich offen gehalten worden: von der einheimischen Bourgeoisie und von den deutschen Parteien. Wie sollte das Elsaß Vertrauen zu Deutschland fassen, wenn immer die eine Hälfte Deutschlands dringend vor der andern warnte? Die Fehler der Regierung, wie reichlich immer, waren gering im Vergleich

mit dem Schaden, den die Parteien angerichtet haben. Trotzdem darf man ohne Selbsttäuschung sagen: daß die Annäherung auf gutem Wege war; die Volksschullehrer z. B. waren einhellig auf deutscher Seite, die Anziehungskraft des großen deutschen Wirtschaftskörpers und die Logik der geographischen Lage übten eine unwiderstehliche Wirkung. Beim bevorstehenden Einmarsch der Franzosen erinnerte sie ein flüchtig gegangener Landesverräter daran, sie möchten nicht vergessen, daß das Elsaß in den letzten Jahrzehnten an eine sehr gute Verwaltung gewöhnt gewesen sei. Die Franzosen täuschten sich darüber nicht. Es war mit ein Grund, weshalb sie es mit dem Kriege so eilig hatten. Wie eng schon die Verbindung mit Deutschland geworden war, zeigt die Gefühlsreaktion auf das Friedensangebot des Prinzen Max: Die erste Regung war die einer bitteren Kränkung, wie leicht Deutschland sein Elsaß aufgab. In den nächstfolgenden Wochen waren die Wilsonschen vierzehn Punkte die große Hoffnung. Mir haben Altelsässer, an deren Urteilsfähigkeit ich nicht zweifeln kann, damals versichert, im Falle der Abstimmung werde eine sehr große Majorität für einen unabhängigen neutralen Staat stimmen. Da kam der 9. November und die Autonomistenpartei war im Moment wie weggeblasen. Nur das platte Land dachte etwas langsamer als die Städte. Es soll nicht vergessen werden, daß im Dezember beim Einmarsch der „Befreier“ mehrere große Dörfer im Unterelsaß sich weigerten, sie mit der Trikolore zu begrüßen. Einem Bekannten von mir sagte in den kritischen Tagen ein alter Straßburger, ein notorischer Franzosenkopf: „Wissen Sie, wie mir ist? Mir ist so, als ob ich mich von meiner rechten Frau scheiden lasse und meine Mätresse heiraten tät.“ Treffender läßt sich die Stimmung nicht kennzeichnen, in der sich das Elsaß „der wiedergefundenen Mutter an die Brust warf“.

Es fehlte sehr viel daran, daß wir das elsässische Volk gewonnen gehabt hätten. — Aber doch hatte sein rudimentäres Deutschtum begonnen, sich zu entwickeln. Sodann gab es unter den Intellektuellen eine kleine, wohl sehr kleine Schar, welche das Entweder-Oder klarer begriff als die Masse, und welche sich aufrichtigen Herzens dahin entschied deutsch zu sein. Sie hat jetzt mit der Verstoßung aus ihrer Heimat büßen müssen. Unser Feind und der Feind des historischen Elsaß war die Bourgeoisie, das ist die kapitalistische Demokratie, die Fabrikanten und Kaufleute mit einem Anhang von Advokaten, Ärzten und Apothekern. Nach der Zerstörung der alten historischen Oberschicht durch die Revolution waren sie, meistens Nachkommen von Revolutionsgewinnern und Schiebern, an den ersten Platz gerückt. Bis 1870 hatten auch sie etwas von deutschem Wesen noch bewahrt. Durch die Wendung sahen sie sich in ihrer Alleinherrschaft bedroht. Es war ihr Klasseninteresse, das sie zu Verrätern an ihrem Blut machte. Wenn ihre Anbetung der französischen Zivilisation mit der Zeit einen fanatischen Charakter annahm, so ist dies das Kennzeichen aller Renegaten. Sie gaben vor, die geschmacklose deutsche Kultur nicht ertragen zu können: in Wahrheit war es die Abneigung gegen eine Gesellschaftsordnung, in der es

Werte gab, die höher galten als das Geld, und daraus der Haß gegen den deutschen Beamten, Offizier und Professor, aber auch die Angst vor den deutschen sozialen Ideen. Gründe genug, von Deutschland wegzustreben. Aber nicht verstehen kann man, weshalb sie das Messer, das sie den Franzosen zur Amputation hinreichten, so tief in Schmutz und Gift tauchen mußten. Wie sie ihr eigenes Blut beschimpften, ihre Muttersprache warfen, ihre Landsleute, die ihren Verrat nicht mitmachen wollten, vom Heimatboden verjagten, damit haben sie die Geschichte des Elsaß, die damit als eigene Geschichte zu Ende geht, für immer besleckt. Es war nicht das elsässische Volk, das dies tat, aber es hat es geschehen lassen und muß die Folgen tragen. Das Schicksal hat ihnen mit grausamer Ironie das gewährt, was sie verlangten: „Schwobe nüs.“ In ihrer in Jahrhunderten verhärteten Unwissenheit vom Wesen der Nation wollten sie Elsässer, nur Elsässer sein und nicht zugleich Deutsche. Was sind sie nun? Im Dezember 1918 haben es die Straßburger Zeitungen mit perversen Enthusiasmus verkündet: „Es gibt kein Elsaß mehr, es gibt nur noch zwei französische Departements.“

Als das Elsaß zum erstenmal von Frankreich an sich gerissen wurde, gab es in Europa noch nicht das, was heute das Nationalbewußtsein ist; die Elsässer konnten ihr Deutschtum, wenn auch in einiger Verkümmernng, sich bewahren und dabei nützliche Bürger des französischen Staates werden. Um dieselbe Zeit, unter Ludwig XIV., kamen um des Glaubens willen vertriebene Franzosen nach Deutschland, behielten mitten unter uns noch lange unangefochten ihre Sprache und Sitte und wurden ein ebenso treues und wertvolles wie geehrtes Element der deutschen Gesellschaft. Erst die zweite Besitzergreifung des Elsaß durch Frankreich hat sich unter einer grauenhaften moralischen Verwüstung vollzogen. Was wird aus der Seele des unglücklichen Volkes künftig werden? Wird es noch einmal sich selbst wiederfinden? oder wird es dem Druck und der Versuchung erliegen und ein erbärmliches Mestizenvolk werden?

Muß es dahin kommen, so werden wir von Deutschland aus es trauernd ansehen. Aber wir werden keinen Stein erheben dürfen. Wir werden uns sagen müssen: nostra culpa! Ein großes Volk, das in der entscheidenden Stunde schwach wird — wie wir es 1648 waren und wieder 1918 — wird vor dem Richterstuhl der Geschichte immer schuldig befunden.

Vom baltischen Deutschtum

Das Baltenland war kein deutsches Land, es war eine deutsche Kolonie. Siebenhundert Jahre hat sie bestanden und ist dann plötzlich untergegangen. Erst im Augenblick ihres Untergangs hat das Mutterland seine älteste, längst vergessene Kolonie wieder kennengelernt.

Es gibt und gab in Europa keine englischen, italienischen, französischen Kolonien, nur deutsche. Die große Zeit der deutschen Kolonisationstätigkeit ist das XIII. Jahrhundert. Die Ostsee wurde erreicht und mit einem Kranz von Ansiedelungen umsäumt, von Ost-Holstein bis zum Finnischen Meerbusen. Unter ihnen ist die livländische räumlich die am weitesten vorgeschobene, nicht die zeitlich späteste; Riga und Reval sind nicht wesentlich jünger als Lübeck und älter als Königsberg. Aus gleichartigen Anfängen entwickelten sich aber ungleichartige Folgen. Während in Mecklenburg, Pommern, Preußen die undeutsche Urbewölkerung nach und nach teils ausgerottet, teils eingedeutscht wurde, übrigens in einer keineswegs sich sehr schnell vollziehenden Umwandlung: währenddessen ist im livländischen Baltenlande die Urbewölkerung fortbestehen geblieben, und zwar in strengster Scheidung von den deutschen Einwanderern. Diese letzteren waren und blieben eine kleine Minderheit, und diese Minderheit hatte unbedingt die Herrschaft. Damit ist die erste und grundlegende Bedingung genannt. Sie mußte notwendig auch im Charakter und in der Denkweise des Herrenvolkes sich auswirken. Oft und im Tone des Vorwurfs ist die Frage gestellt worden: Warum wurde nicht germanisiert? Die Antwort ist sehr einfach: Weil es unmöglich war. Der livländischen Kolonie fehlte von Anfang an und immerfort das bäuerliche Element. Deutsch waren allein die Ritter, die Geistlichen und die Stadtbürger. Dazu nehme man die sehr große Ausdehnung des Landes und den verhältnismäßig spärlichen Nachschub aus dem Mutterlande. Kolonialtechnisch bleibt es eine erstaunliche Leistung, daß die kleine deutsche Minderheit die Zügel der Herrschaft, wenn auch unter anstrengenden Kämpfen, fest in der Hand behielt. Hier sehen wir eine zweite Grundtatsache: Das baltische Deutschtum war ständisch bedingt und begrenzt. Das Deutschtum konnte sich nur behaupten, wenn es der Unterlegenheit seiner Quantität Ueberlegenheit seiner Qualität entgegensetzte.

Aus dieser in Fleisch und Blut übergegangenen Ueberzeugung entsprang die schroffe nationale Exklusivität: Herren im Lande konnten die Deutschen

nur bleiben, wenn sie ihr Blut und ihre Sprache reinhielten. Dieser Grundsatz ist mit einer Strenge durchgeführt worden, der eine Analogie in neuerer Zeit nur in den englischen Kolonien findet. Ihm verdankt das Baltentum in allem, was auf dem Gebiete der höheren Kultur liegt, seine Einheit; daß die Urbevölkerung in zwei rassenmäßig völlig verschiedene Bestandteile zerfiel, war daneben gleichgültig. Und nun kam er, dieser Grundsatz, nicht gegen die unterworfenen Letten und Esten allein in Anwendung, ebenso auch gegen die großen Völker, die sich nach dem Untergang der livländischen Selbständigkeit um die Oberhoheit stritten, gegen Polen, Schweden und Russen. Es ist doch sehr bemerkenswert, daß unter den baltischen Familiennamen, den adeligen wie den bürgerlichen, sich un- deutsche in weit geringerer Zahl vorfinden als im ostelbischen Deutschland. Etwas zahlreicher sind nur die schwedischen. Und dies hängt mit einem noch nicht erwähnten Umstande zusammen, der die Baltentum in ihrer nationalen Abschließung noch weiter bestärkte, mit dem religiösen Bekenntnis. Das livländische Baltentum hat sich sehr früh und vollständig der deutschen Reformation angeschlossen; deutsch sein hieß lutherisch sein, und damit schärfte sich der Gegensatz gegen die katholischen Polen und die orthodoxen Russen, während in der Zeit der schwedischen Oberherrschaft die Gleichheit des Bekenntnisses ein Moment der Annäherung wurde. Es verdient doch sehr beachtet zu werden, daß die Esten, bis dahin ein Volk mit starkem religiösen Leben, diesem im selben Augenblick Valet sagten, als die nationalistische Agitation sie zu Feinden der Deutschen machte. Der deutsche und lutherische Charakter des Landes hat nur von den Polen, deren Herrschaft aber von kurzer Dauer war, eine Gefährdung erfahren, die Russen haben bis tief ins XIX. Jahrhundert hinein beide Eigenschaften respektiert. Sie brauchten nicht so sehr das Land als die Menschen in ihm, bedurften eines in seiner Kulturkraft ungebrochenen Deutschthums als Bindeglied mit dem Westen. Erst das Erwachen des russischen Nationalismus in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts hat dieser privilegierten Stellung ein Ende gemacht. Der russische Staat aber von Peter dem Großen ab ist zum guten Teil eine Schöpfung der Deutschen unter besonderem Anteil der baltischen Deutschen.

In dieser Lage — ständig bedrängt im Innern von der Urbevölkerung, von außen her von den starken polnischen, schwedischen und russischen Nachbarn, ohne Hilfe von seiten des deutschen Mutterlandes — hat sich das baltische Deutschthum 700 Jahre lang unvermischt und unerschüttert erhalten. Es empfing seine Kraft von dem Bewußtsein, etwas Besseres zu sein als die anderen. Dies alle Schichten durchdringende aristokratische Bewußtsein ist mehr als ein ständisches, es ist ein nationales. Ein solches Ueberlegenheitsgefühl, begründet oder nicht begründet, macht zwar nicht beliebt, besonders nicht im Privatleben, aber es befähigt zu Leistungen. Ich wiederhole: die eingewanderten Deutschen wollten die Herren im Lande sein, das ist das Primäre; sie konnten es aber nur sein, insoweit sie ihr Deutschthum als die Quelle ihrer Ueberlegenheit intakt erhielten.

Bis hierher haben wir das baltische Deutschtum nur als ein sich vertheidigendes, auf Bewahrung seiner angestammten Art eingestelltes betrachtet. Wäre dies sein einziges Ziel gewesen, so hätte es einem engen Stilleben und schließlicher Versteinerung anheimfallen müssen, und es ist auch gar nicht zu leugnen, daß manche Jüge im baltischen Leben in diese Richtung weisen. Allein es hat in ihm auch entgegengesetzte Antriebe gegeben, die Tendenz, seine Kräfte auszustrahlen. Schon die geographische Lage ihres Landes machte die Balten darin geübt, fremde Völker zu beobachten und zu beurteilen. Der Drang in die Ferne, der einst die Kolonisten ins Land geführt hatte, trieb ihre Nachkommen zu weiterer Wanderung. Wenn einmal, wie wir hoffen, eine übersichtliche baltische Biographie zusammengestellt sein wird, werden selbst die Geschichtskundigen erstaunen, eine wie große Zahl von Staatsmännern, Militärs, Gelehrten und Künstlern außerhalb der baltischen Grenzen tätig gewesen ist, und zwar in allen Himmelsrichtungen. Welchen, man darf sagen unermesslichen Nutzen Rußland aus seinen baltischen Provinzen gezogen hat, ist allbekannt. Weniger geläufig ist, wieviel schwedische Generäle und Diplomaten baltische Namen tragen. Im XVII. und XVIII. Jahrhundert waren sie in allen großen Armeen zu finden. Wer wird vermuten, daß zwei Marschälle von Frankreich unter ihnen sind? Und wer weiß es, daß der beste Feldherr Oesterreichs im Siebenjährigen Kriege, Laudon, ein Balte war? Im ganzen sollen rund dreißig baltische Feldmarschälle sich nachweisen lassen. Noch tiefere Furchen zog die vom Bürgertum ausgehende Bewegung, durch welche Rußland mit Beamten, Lehrern, Aerzten, Apothekern, Technikern ohne Zahl versorgt wurde.

Auf Grund dieser bekannten Dinge, die hier nur gestreift werden sollten, traten im angestammten niederdeutschen Naturell der Balten charakteristische Veränderungen ein: Das Schwere wurde leichter, ja ein Zug zum Leichtsinrigen und Phantastischen ist nicht zu verkennen; das Zähne wurde geschmeidiger, und im persönlichen Verkehr wurden Beweglichkeit, Schlagfertigkeit, Gewandtheit geschätzte Eigenschaften. Geselligkeit, die leichte wie die gehaltvolle, und ausgedehnte Gastfreundschaft gaben dem baltischen Leben eine besondere Farbe.

Führte der Staats- und Militärdienst in das undeutsche Ausland, so zog die geistige Kultur ihre Nahrung aus dem deutschen Mutterlande. Daß ihr in der Kolonie die volkstümliche Grundlage fehlte, äußerte sich am sichtlichsten in der Sprache. Sie ist die deutsche Buchsprache, nur im familiären Verkehr gemischt mit wenigen Ueberbleibseln des Plattdeutschen, das in früheren Jahrhunderten allgemein gesprochen wurde. Im Grunde tritt hier in verschärfter Weise nur derselbe Mangel zutage, dem die norddeutsche Bildungssprache nirgends entgeht. Unter den baltischen Schriftstellern gibt es einige (ich nenne nur Victor Hehn), die in sprachlicher Hinsicht zu den Besten im deutschen Schrifttum gehören. Geradezu erstaunlich groß, wenn man die dünne Bevölkerungsschicht, der sie entstammen, in Rücksicht zieht, ist die Zahl der baltischen Gelehrten, und bezeichnend ist

es, daß auch der Adel einen ansehnlichen Beitrag geliefert hat. Die Entdeckungreisenden Admiral von Krusenstern und Admiral von Wrangel, die Naturforscher K. E. von Baer, Graf Alexander Keyserling, Baron Uerküll, der Mathematiker Baron Dellingshausen, der Philosoph Hermann Keyserling, der Archäolog Otto Magnus Frhr. v. Stackelberg, der große Kunstkenner E. v. Liphart sind bekannte Namen. Sie sind Aristokraten auch in ihrem wissenschaftlichen Typus, keiner Schule angegeschlossen, sondern Forscher, die auf eigenen Füßen eigene Wege gingen. Man wird hierin etwas gemeinsam Baltisches erkennen dürfen. Ueber die Balten an den deutschen Universitäten will ich hier nicht sprechen.

Eine Kolonie kann in ihrer kolonialen Form nicht ewig beharren. Es gibt zur Weiterentwicklung drei Möglichkeiten: Entweder wird die Urbevölkerung physisch vernichtet; oder sie gibt ihre geistige Eigenart auf und assimiliert sich dem nationalen Typus des kolonialen Herrenvolkes; oder drittens, sie erhebt sich gegen dieses, unterdrückt oder vertreibt es. Der erste Fall ist, wie schon gesagt, nicht eingetreten. Zur Verwirklichung der zweiten Möglichkeit wurde 1918, so schien es, der Anfang gemacht; wäre damals in irgendeiner Form die staatliche Wiederverbindung der Kolonie mit dem Mutterlande erreicht worden, so wäre die endliche Germanisierung der Esten und Letten nur eine Frage der Zeit gewesen, d. h. es wäre das eingetreten, was an der südlichen Ostsee Jahrhunderte früher schon erreicht war. Tatsächlich hat sich aber in jähem Umschwung das Dritte ereignet: der Sieg der Urbevölkerung. Ist damit die Rolle des Deutschtums im Baltikum für alle Zeiten ausgespielt? Es ist nicht notwendig, nicht einmal wahrscheinlich. Zunächst ist nicht zu vergessen, daß die Esten und Letten keine eigene Kultur besitzen und schwerlich jemals besitzen werden. Die Deutschen haben ihnen ihre Schriftsprache gemacht, alle in derselben zum Ausdruck kommenden Kulturwerte sind deutsch. In estnischer und lettischer Verkleidung also wird die deutsche Kultur fortleben. Auch werden die im Lande übriggebliebenen, heute in schwerer Not befindlichen Reste der alten Kolonie nicht so schnell verschwinden. Eine neue deutsche Einwanderung ist eine durchaus nicht ausgeschlossene Zukunftsmöglichkeit. Ob sie wird verwirklicht werden können, hängt von so verwickelten Bedingungen ab, daß es müßig wäre, schon heute davon zu reden.

Sicher ist dieses: das alte Deutsch-Baltentum ist untergegangen und seiner wartet keine Auferstehung. 1860 war nur die staatliche Selbständigkeit verloren gegangen, 1918 wurde die Existenz bis in die Wurzel zerstört — beide Male hat Deutschland seiner Kolonie nicht helfen können. Aber die Erinnerung an sie sollte es behüten und ihr das Zeugnis ausstellen, daß sie dem deutschen Blut und Geist Treue bewahrt hat bis ans bittere Ende.